

Lehre und Wehre.

Jahrgang 39. — 40. Januar 1893.

No. 1.

Vorwort.

Die christliche Kirche soll Christum bekennen. Das ist ihr Beruf in der Welt. Die Christen sollen verkündigen die Tugenden des, der sie berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. Mit der Forderung dieses Bekenntnisses ist es so ernstlich gemeint, daß Christus spricht: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ (Matth. 10, 32. 33.)

Das Bekennen Christi nimmt, je nach der besonders im Schwange gehenden Form der Verleugnung Christi, verschiedene Formen an. In unserer Zeit und in unsern Verhältnissen hat es vornehmlich eine doppelte Form anzunehmen.

Erstlich gilt es einem Synergistischen Zeitalter gegenüber zu bekennen, daß wir allein aus Gottes Gnade in Christo, und nicht irgendwie durch uns selbst, bekehrt und selig werden. Der christusfeindliche Synergismus aber hat nicht nur die ganze moderne Theologie durchdrungen, sondern sich auch in America innerhalb der lutherischen Kirche, namentlich in den Synoden von Ohio und Iowa, festgesetzt. Ohio bleibt dabei, daß des Menschen Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gott, sondern in gewisser Hinsicht auch von dem Menschen abhängig sei. Diesem Synergismus gegenüber sollen alle Christen Christum bekennen, das heißt, sie sollen bekennen, daß er unser einziger Heiland sei, daß unsere Bekehrung und Seligkeit von ihm allein und nicht auch von unserm Verhalten abhängen, daß er allein, und nicht auch wir selbst, uns zu seinem Volk und zu Schafen seiner Weide gemacht habe. Dies Bekenntniß macht Christus allen Christen um so mehr zur Pflicht, als der Synergismus sich in das Gewand der Rechtgläubigkeit zu hüllen sucht und Christi Wahrheit als Lüge und Irrthum verlästert.

Sodann ist in unserer Zeit das Bekenntniß zu Christo vornehmlich das Bekenntniß zur heiligen Schrift. Es gilt zu bekennen, daß die Schrift Gottes unfehlbares Wort sei. Luther sagt von der heiligen Schrift,

indem er sie mit der Person Christi in Parallele stellt: „Die heilige Schrift ist Gottes Wort, geschrieben, und — daß ich also rede — gebuchstabet und in Buchstaben gebildet, gleichwie Christus ist das ewige Gottes-Wort, in die Menschheit verhüllet; und gleichwie Christus in der Welt gehalten und gehandelt ist, so gehet's dem schriftlichen Gottes-Wort auch.“¹⁾ Auch zu Luthers Zeit wurde die Schrift übel behandelt. Zwar wurde ihre unfehlbare göttliche Autorität sowohl von den Papisten, als auch von den Schwärmern äußerlich zumeist anerkannt, aber jene ließen sie durch die daneben aufgerichtete Autorität des Papstes und der Tradition, diese durch die Berufung auf das „innere Licht“ practisch nicht zur Geltung kommen. In unserer Zeit tasten selbst diejenigen, welche sich nach Luthers Namen nennen, geradezu die göttliche Autorität der Schrift an. Sonderlich in unserer Zeit ergeht es der Schrift, wie es Christo während seines sichtbaren Wandels auf Erden erging. Daß der, welcher an Geberden wie ein anderer Mensch erfunden wurde, der eines Zimmermanns Sohn war, dessen Mutter, Brüder und Schwestern man kannte — daß der der Sohn Gottes und der Welt Heiland sein sollte, das war den Juden und sonderlich ihren Schriftgelehrten ein Anstoß und Aergerniß. So ergeht es jetzt der Schrift. Daß die Schrift, welche in schlichter menschlicher Rede, und zwar in der den einzelnen menschlichen Schreibern gewöhnlichen Art zu reden, an die Menschen herantritt, Gottes Wort sein soll, das erklärt man nun mitten in der Christenheit, sonderlich von Seiten derer, die für die eigentlichen Schriftgelehrten gehalten sein wollen, für unmöglich und absurd. Wie man zur Zeit Christi nicht dem Zeugniß glauben wollte, das Christus von sich selbst ablegte, so will man auch jetzt das Wesen und die Beschaffenheit der Schrift nicht aus den Aussagen der Schrift über sich selbst, sondern durch ein menschliches Prüfungsverfahren bestimmen. Die Schriftgelehrten unserer Zeit haben sich versammelt über die heilige Schrift. Die heilige Schrift ist als Angeklagte vor den Richterstuhl des Hohenraths gestellt und es ist ein auf schuldig lautendes Urtheil über sie gefällt worden. Sie ist schuldig befunden worden, Irrthümer zu enthalten. So ist sie denn auch ihres Amtes, das sie bisher in der Christenheit inne hatte, entsetzt worden. Nicht mehr die Schrift, sondern der „religiöse Glaube“ der Christen soll bestimmen, was in der Kirche Rechtens sein soll. Kein Oberster oder Phariseer — wir wollten sagen, kein „wissenschaftlicher“ Theologe — glaubt noch an die unfehlbare Autorität der Schrift, sondern das Volk, das nichts von der „Wissenschaft“ weiß, und sonderlich die Missouriier — nun, die liegen unter dem Fluch der „Unwissenschaftlichkeit“. Zwar erhebt manchmal ein Nicodemus aus der Versammlung des Hohenraths heraus Einsprache und wagt schüchtern zu fragen, ob das über die Schrift ausgesprochene Verdammungs-urtheil nicht etwas vorschnell gefällt sei. Aber seine Stimme wird nicht

1) G. A. 52, 298. 299.

beachtet. Ja, sie — die wissenschaftlichen Theologen — sind dahin übereingekommen, daß jeder in den Bann der Unwissenschaftlichkeit gethan werde, der die Schrift noch für Gottes Wort bekennen würde. Und dieser Bann wird namentlich in Deutschland so sehr gefürchtet, daß viele, die nicht gar so blind sind wie die Schriftgelehrten und denen es bei dem Verdict der Wissenschaft nicht ganz geheuer ist, doch nicht entschieden Christum in seinem Wort zu bekennen wagen.

Dieser Verleugnung Christi gegenüber wollen wir, durch Gottes Gnade, unsere Christenpflicht thun und Christum bekennen. Wir wollen bekennen: „Wir glauben, daß die heilige Schrift, wiewohl durch Menschen geschrieben, doch nicht von Menschen, sondern von Gott ist, denn die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben vom Heiligen Geist. Wir glauben, daß die heilige Schrift in jedem Worte Gottes Wort ist und darum in keinem Worte gebrochen werden kann.“ Wir bezeugen vor aller Welt und der ganzen Kirche, daß wir es für ein crimen laesae majestatis divinae halten, wenn man die Schrift, anstatt vor ihr anzubeten, zum Object der Kritik macht. Indem man die Schrift richtet und des Irrthums zeihet, fordert man Christum selbst, den Richter aller Welt, vor den Richterstuhl. Wir wollen mit dieser Gottlosigkeit unverworren bleiben. Wir wollen, durch Gottes Gnade, Christum nicht richten, sondern bekennen.

Freilich, dieses Bekenntniß bringt Conflict. Es bringt in Conflict mit allem, was christusfeindlich ist in der Welt und in der Kirche. Aber in diesen Kampf gilt es sich zu schicken. Auch Christus kam in Conflict mit der Generation seiner Zeit, und zwar nicht bloß mit den offenbar ungläubigen Sadducäern, sondern auch mit den scheinbar sehr kirchlichen Pharisäern und Schriftgelehrten. Lassen wir es uns daher nicht irren, wenn wir nicht nur mit den offenbar Ungläubigen, sondern auch mit denen, die sich Lutheraner nennen, in Kampf stehen müssen. Christus hat denen, die ihn bekennen, nichts anderes verheißen, als daß sie bis an den jüngsten Tage mit der Welt und den falschen Lehrern in Conflict leben werden. Das ist lästig für das Fleisch, welches viel lieber äußere Ruhe haben möchte. Aber nicht auf dem Wege der äußeren Ruhe, sondern auf dem Wege der äußeren Unruhe und des Streites will Christus seine Kirche in die ewige Ruhe einführen. Wer das Bekenntniß der Wahrheit im Interesse des äußeren Friedens anstellen läßt, tritt damit von dem der Kirche verordneten Wege ab und steht in äußerster Gefahr, alsbald auch für seine Person Seele und Seligkeit zu verlieren. Der Herzensglaube ist ja freilich genug zur Seligkeit. Wer in seinem Herzen auf Christum als den einigen Heiland vertraut, wird selig. Aber der Herzensglaube bringt, seiner Natur nach und auf Christi Gebot, die Frucht des Bekenntnisses in Wort und That. Die Christen sollen die Wahrheit nicht bloß in ihrem Herzen für Wahrheit halten und nicht bloß innerlich von dem entgegenstehenden Irrthum sich losdenken, sondern sie sollen auch äußerlich die Wahrheit bekennen und von dem Irrthum sich los-

sagen. Wer es an diesem Bekenntniß fehlen läßt, betrübt den Heiligen Geist in seinem Herzen und steht somit in äußerster Gefahr, auch den Glauben aus dem Herzen zu verlieren. Wer daher Christi Jünger bleiben will, muß den Conflict, welchen das Bekenntniß Christi mit sich bringt, nothwendig mit in Kauf nehmen. Luther sagt: „So wähle du nun, ob du dich lieber willst mit dem Teufel raufen, oder lieber sein eigen sein. Willst du sein eigen sein, so hast du Geleit von ihm, daß er dich mit der Schrift wohl zufrieden läßt. Willst du nicht sein eigen sein, so wehre dich, greif ihm in die Haare, er wird dein nicht fehlen.“¹⁾ So verleihe Gott auch uns Gnade, daß wir des Kampfes, den das Bekennen Christi mit sich bringt, nicht müde werden. Luther preist die Gnade Gottes, welche denen widerfahren ist, die „mit St. Peter bekennen, er (Christus) sei des lebendigen Gottes Sohn, und die Schrift sei vom Heiligen Geist geschrieben“.²⁾

Allein auf diese Weise, nämlich durch das Bekennen der Wahrheit dem Irrthum gegenüber, wird auch die Kirche wahrhaft gebaut. Nicht freilich die Kirche, welche man sich als eine Summe von überlieferten kirchlichen oder staatlich-kirchlichen Ordnungen denkt, in welcher die äußere Ruhe die erste Bürgerpflicht ist, wohl aber die Kirche, die da ist die Gemeinschaft der Gläubigen. Das Bekennen Christi hat die Verheißung, daß dadurch andere und mehr Bekenner Christi geboren werden.

So allein wird endlich auch die Einigkeit der Kirche wahrhaft gefördert. Das Streben nach äußerer Vereinigung, bei welcher man von dem einmüthigen Bekenntniß des der Kirche vorgegebenen Glaubens absehen will, ist ein kindisches Spiel, das den Christen durchaus nicht ziemt. Die Einigkeit der christlichen Kirche besteht in der gläubigen Annahme des Wortes Gottes. So ist denn jede Rede, jede Predigt, jeder Zeitungsartikel, wodurch Gottes Wort bekannt und der Irrthum verworfen wird, ein rechter Beitrag zu der wahren kirchlichen Einigkeit. Gott wolle solche Einigkeitsbestrebungen hier und in allen Landen fördern!

F. P.

Die Anfänge des Papstthums.

(Fortsetzung.)

Das Verzeichniß römischer Bischöfe, welches Hegesippus zusammengestellt hat, ist nicht auf uns gekommen, sondern nur eine kurze Fortsetzung desselben in den Angaben, daß auf Anicet Soter und auf diesen Cleutherus, der unter Anicet Diacon war, gefolgt sei.³⁾ Ob Irenäus, der unter Cleutherus nach Rom kam, die Arbeit des Hegesippus daselbst noch vorgefunden hat, oder ob er die Succession noch einmal „machen“ mußte, weiß

1) St. Louiser Ausg. XX, 767.

2) E. A. 52, 299.

3) Bei Eusebius a. a. O.

niemand. Jedenfalls findet sich bei Irenäus das älteste vorhandene Verzeichniß römischer Bischöfe. „Nachdem“, schreibt er,¹⁾ „die seligen Apostel die Kirche gegründet und erbaut hatten, legten sie dem Linus die Verwaltung des Bischofsamtes in die Hände.“ Falsch gibt der alte Uebersetzer des Irenäus die Worte *ἡμελιώσαντες καὶ οἰκοδομήσαντες* wieder mit *fundantes et instruentes*. Dies würde sagen, was Irenäus nicht sagt, daß die Einsetzung des Linus selber ein Stück der grundlegenden und erbauenden Thätigkeit der Apostel gewesen sei. Nach Irenäus hätten Petrus und Paulus die Kirche zu Rom gegründet, ihre Glieder zu einer Gemeinde gesammelt; darauf hätten sie Linus zum Bischof eingesetzt. Daß Petrus Bischof der Gemeinde gewesen sei, sagt er nicht, und wenn man den Episcopat oder gar Primat Petri daraus construiren will, daß er bischöfliche Functionen verrichtet, einen Bischof eingesetzt habe, so ist das nicht nur eine *petitio principii*, sondern muß zugleich auch der Episcopat oder gar der Primat Pauli construirt werden; denn Irenäus redet schlechthin und unterschiedslos von „den Aposteln“, dem Zusammenhang nach von Petrus und Paulus, schreibt dem Letzteren mit denselben Worten genau dasselbe zu wie dem Ersteren, die Gründung und Erbauung der Gemeinde und die Einsetzung des Linus. Haben aber beide den Linus eingesetzt, so haben sie dies entweder zusammen gleichzeitig oder einzeln nach einander gethan; ein Drittes gibt es nicht. Hätten sie es einzeln nach einander gethan, so hätte entweder Petrus bei Lebzeiten Pauli oder Paulus bei Lebzeiten Petri einen Dritten zum römischen Bischof gemacht und wäre außerdem Linus zweimal eingesetzt worden. Hätten sie aber, wie Irenäus offenbar meint, zusammen gleichzeitig den Bischof eingesetzt und damit nach heutiger römischer Ansicht eine bischöfliche Function vollzogen, so wären sie zugleich Bischöfe von Rom gewesen, und damit wäre die römische Auffassung des Episcopats, das *episcopatus unus est*, für die römische Gemeinde vor Linus aufgegeben. Und sollte gar hier von dem Primat die Rede sein, so wäre ein Primat zweier Apostel zu gleicher Zeit und damit eben gar kein Primat behauptet, läge eine *contradictio in appposito* vor. So haben wir also an dieser Stelle des ersten alten Kirchenlehrers, von dem wir ein Verzeichniß römischer Bischöfe bis in die apostolische Zeit haben, auch ein Zeugniß gegen den Primat und den papistischen Episcopat Petri. Damit stimmt nun auch aufs beste, daß Irenäus die Reihe fortführt mit den Worten: Ihm folgt Anenketos; nach ihm überkommt an dritter Stelle, von den Aposteln an gerechnet, den Episcopat Clemens.“²⁾ Nachdem er dann von Clemens einiges Weitere gesagt hat, fährt er fort: „Auf diesen Clemens folgt Euarestos, und auf Euarestos Alexander; dann wird so, als sechster

1) Haer. III, 3, 3.

2) Διαδέχεται δὲ αὐτὸν Ἀνέγκλητος, μετὰ τοῦτον δὲ τρίτῳ τόπῳ ἀπὸ τῶν ἀποστόλων τὴν ἐπισκοπὴν κληροῦται Κλήμης. Ν. α. D.

von den Aposteln an, Xystos eingesetzt.“¹⁾ Er führt also nicht Clemens als vierten, Sixtus als siebenten Papst auf, wie man sie in den heutigen Papstlisten aufgeführt findet, sondern zählt von Linus an bis auf Clemens drei, bis auf Sixtus sechs, dann, nachdem er noch Telesphoros, Hyginus, Pius, Anicet und Soter aufgeführt hat, bis auf des Letzteren Nachfolger Eleutheros zwölf römische Bischöfe,²⁾ und jedesmal nicht von Petrus, sondern von den Aposteln an, daß also nicht Petrus die Reihe eröffnet, sondern die Apostel, Petrus und Paulus beide, als vor der Reihe stehend gedacht sind.

Eben so wenig wie an den eben besprochenen Stellen bezeichnet Irenäus sonstwo die Apostel als „Bischöfe“, während er wiederholt sagt, daß die Apostel Bischöfe eingesetzt hätten.³⁾ Hingegen nennt Irenäus dieselben Leute, welche er in seinem Verzeichniß römischer Bischöfe namhaft gemacht hat, Anicet, Pius, Hyginus, Telesphorus und Xystus, auch noch „Presbyter.“⁴⁾ Ehe wir aber auf die für unsere Erörterung höchst instructive Veranlassung des bei Eusebius citirten Briefes, in welchem er diesen Ausdruck gebraucht, eingehen, sei noch auf einen Umstand hingewiesen, der hinsichtlich jener Stellen aus seinem großen Werk wider die „falschberühmte Wissenschaft“ von Bedeutung ist.

Das Interesse nämlich, welches Irenäus bei seinen Ermittlungen über die Succession der Bischöfe nicht nur in Rom, sondern auch an andern Orten verfolgte, war dies, daß er in den Gemeinden eine ununterbrochene bis auf die Apostel zurückreichende Lehrüberlieferung nachweisen und den Ketzern gegenüber, als welche von der alten christlichen Lehre abgewichen seien und Lügenlehren einführten,⁵⁾ geltend machen wollte. Aus der Tradition wollte er die rechte Kirchenlehre darthun und die von derselben abweichende Irrlehre widerlegen, und zwar nicht nur aus der römischen Ueberlieferung, sondern aus der apostolischen Tradition der Kirchen des Morgenlands und des Abendlandes,⁶⁾ wie er denn auch als einen Repräsentanten der asiatischen Kirche Polycarp von Smyrna zum Zeugen aufruft, der „nicht nur von Aposteln gelehrt worden sei und mit vielen, welche Chri-

1) Τὸν δὲ Κλήμεντα τοῦτον διαδέχεται Εὐάρεστος, καὶ τὸν Εὐάρεστον Ἀλέξανδρος· εἰθ' οὕτως ἕκτος ἀπὸ τῶν ἀποστόλων καθίσταται Ζύστος. A. a. D.

2) Νῦν ὠδοδεκάτῳ τόπῳ τὸν τῆς ἐπισκοπῆς ἀπὸ τῶν ἀποστόλων κατέχει κληρὸν Ἐλεῦθερος. A. a. D.

3) III, 3, 4.: Καὶ Πολύκαρπος . . . ἀπὸ ἀποστόλων κατασταθεὶς εἰς τὴν Ἀσίαν, ἐν τῇ ἐν Σμύρνῃ ἐκκλησίᾳ, ἐπίσκοπος. III, 3, 1.: Habemus enumerare eos, qui ab Apostolis instituti sunt episcopi. V, 20, 1.: Omnes enim ii (sc. haeretici) valde posteriores sunt quam Episcopi quibus Apostoli tradiderunt ecclesias.

4) Bei Eusebius, Rgsg. V, 27.

5) Haeres. I, 1, 1.: τὴν ἀλήθειαν παραπεμπόμενόν τινας ἐπεισάγουσι λόγους ψευδεῖς.

6) Haer. III, 3, 1.: Traditionem itaque Apostolorum in toto mundo manifestatam in omni ecclesia adest respicere omnibus qui vera velint videre.

stum gesehen hätten, Umgang gepflogen habe, sondern auch von Aposteln zum Bischof eingesetzt worden sei“. ¹⁾ Ebenso verweist er auf die Gemeinde zu Ephesus, die „von Paulus gegründet und bei der Johannes bis zu den Zeiten Traians geblieben sei“, als auf „eine wahrhaftige Zeugin der apostolischen Ueberlieferung“. ²⁾ Freilich hätte der Bekämpfer der falschen Gnosis ein noch viel umfangreicheres Buch schreiben müssen, als er geschrieben hat, wenn er in Absicht auf alle Gemeinden den Nachweis hätte führen wollen, mit dem er wider seine Gegner operirte. ³⁾ Darum sagt er: „Da es viel zu weit führen würde, in einem Buch wie dem vorliegenden die Successionen aller Kirchen aufzuzählen, so zeigen wir die Tradition der größten, ältesten, allen bekannten, von den beiden hochherrlichen Aposteln Petrus und Paulus zu Rom gegründeten und eingerichteten Kirche, die sie von den Aposteln her hat, und den Glauben an, der den Menschen verkündigt und durch die Succession der Bischöfe auf uns gekommen ist, und widerlegen so alle die, welche . . . Secten stiften.“ ⁴⁾ Warum er gerade aus der römischen Succession seinen Beweis führen will, sagt er gleich darauf, indem er schreibt: „Denn zu dieser Kirche kommt wegen ihres höheren Vorrangs nothwendigermaßen die ganze Kirche, d. i., kommen Gläubige von überallher; in derselben ist fort und fort von diesen, welche überallher sind, die Tradition, welche von den Aposteln her ist, erhalten worden.“ ⁵⁾ Da haben wir's ja, sagt man römischerseits, daß Rom das Haupt der Christenheit sei. „Mit vielen“, heißt es in den Annotationes der Benedictiner, „und höchst ge-

1) N. a. D. 4.

2) N. a. D., 3. ἡ ἐν Ἐφέσῳ ἐκκλησία ὑπὸ Πάυλου μὲν τεθεμελιωμένη, Ἰωάννον δὲ παραμέναντος αὐτοῖς μέχρι τῶν Τραϊανοῦ χρόνων, μάρτυς ἀληθῆς ἐστὶ τῆς Ἀποστόλων παραδόσεως.

3) Tertullian, der ähnlich argumentirt, führt De Praescript. Haeret. 36, anstatt im Einzelnen die Succession nachzuweisen, eine Reihe Gemeinden auf, in denen die ursprüngliche apostolische Lehre zu finden sei, und schreibt: Percurre ecclesias apostolicas, apud quas ipsae adhuc cathedrae apostolorum suis locis praesidentur, apud quas ipsae authenticae literae eorum recitantur, sonantes vocem et repraesentantes faciem unius cuiusque. Proxime est tibi Achaja? Habes Corinthum. Si non longe es a Macedonia, habes Philippos, habes Thessalonicens. Si potes in Asiam tendere, habes Ephesum. Si autem Italiae adjaces, habes Romam, unde nobis quoque auctoritas praesto est.

4) Sed quoniam valde longum est hoc tali volumine omnium ecclesiarum enumerare successiones, maximae et antiquissimae et omnibus cognitae, a gloriosissimis duobus Apostolis Petro et Paulo Romae fundatae et constitutae ecclesiae, eam quam habet ab Apostolis, traditionem et annuntiatam hominibus fidem, per successiones episcoporum pervenientem usque ad nos, indicantes confundimus omnes eos, qui . . . praeterquam oportet colligunt. Haer. III, 3, 2.

5) Ad hanc enim ecclesiam propter potiore principalitatem necesse est omnem convenire ecclesiam, hoc est, eos qui sunt undique fideles, in qua semper ab his, qui sunt undique, conservata est ea, quae est ab apostolis, traditio. N. a. D.

wichtigen Worten lehrt an dieser Stelle und in dem ganzen Kapitel der selige Märtyrer, daß die römische Kirche das Haupt und die Richtschnur aller andern Kirchen sei, und daß wir daher zu ihren Lehren allein aufsehen und dieselben annehmen und ihre Successionsreihe den Fluthen aller Ketzerreien als festen und unbeweglichen Felsen entgegenstellen müssen und zu ihren Traditionen und Decreten und ihrem Glauben gegen die Trügereien aller, welche zum Schaden des öffentlichen Wohls und der christlichen Frömmigkeit alles Mögliche anstellen, als zur sichersten Burg und einem heiligen Altar unsere Zuflucht nehmen. Das wollen wir im Einzelnen darlegen“; ¹⁾ worauf dann gegen sieben hohe Foliospalten hindurch dies wonnesame Kapitel, zum Theil Wort für Wort, auf's ausgiebigste „singillatim explicirt“ wird. Doch wir sind gewohnt, selber zuzusehen, was unsere Geschichtsquellen sagen. Was sagt nun Irenäus?

Leider können wir an dieser Stelle nicht des Autors eigene Worte vor uns nehmen, sondern müssen uns mit der schon durch das Licht einer späteren Zeit gefärbten, nicht immer genauen Uebersetzung begnügen, nachdem der Grundtext verloren ist. Aber auch nach dieser Uebersetzung hat Irenäus nicht gesagt, was die späteren Römlinge gerne hörten. Erinnern wir uns zunächst, was der Bekämpfer der Gnosis hier will. Er will die Lehre der Apostel nachweisen; dazu soll ihm die Succession der Bischöfe in den alten Gemeinden dienen. Aber alle Gemeinden einzeln vorzunehmen, wäre ihm „zu weitläufig“; darum beschränkt er sich mit dem ausführlichen Nachweis der Succession auf eine Gemeinde, die römische. Diese konnte, wie er meinte, seinem Zwecke dienen, denn sie war seiner irrigen Meinung nach von den Aposteln Petrus und Paulus gegründet; ja sie konnte wirklich seinem Zwecke dienen, insofern als wirklich Paulus zu Rom gepredigt hatte. Aber Paulus hatte auch zu Ephesus, Thessalonich, Corinth gepredigt; warum nimmt Irenäus gerade die römische Gemeinde vor sich? Er selber antwortet: Sie war „die größte, die älteste und allen bekannt“, nicht ein obscures Dorfgemeindelein, über das die Herren von der falscherühmten Kunst vornehm lächelnd hinweggesehen hätten, sondern eine rechte Stadt auf Bergeshöhen, deren Zeugniß, mochte es nun wahr oder getrübt sein, sich nicht ignoriren ließ. Aber Irenäus hat noch einen weiteren Grund für seine Wahl. Rom war die Hauptstadt der Welt. Auf den achtundzwanzig mit Basaltpolygonen gepflasterten Staatsstraßen, die am goldenen Meilenstein nicht weit vom Capitol zusammenliefen, kamen Jahr aus, Jahr

1) Multis iisque gravissimis verbis hoc loco, totoque capite, docet Beat. Martyr Romanam Ecclesiam caput esse et regulam omnium aliarum: proinde illius dogmata unice suspicere et amplecti, ac successionis seriem omnium haereseon fluctibus, ut firmam et immobilem petram, nos opponere debere, et ad illius Traditiones, Decreta, fidemque adversus omnium eorum fraudes, que in salutis publicae et pietatis christianae perniciem nihil non machinantur, tanquam ad tutissimam arcem, et sacrosanctam aram confugere: quod singillatim explicabimus. S. Iren. opp. Venet. 1734, P. II, p. 264.

ein aus allen Provinzen des Reichs, aus allen Theilen der *αἰκουμένη*, auch aus entlegenen Christengemeinden zahlreiche Besucher in die Stadt, und zwar vielfach nicht aus freier Wahl, sondern weil sie durch Geschäfte, Rechtshandel und andere Ursachen und Veranlassungen genöthigt waren, sich nach der politischen und socialen Hauptstadt des Reichs zu begeben. So geschah es, daß von allen Richtungen, „undique“, auch Glieder auswärtiger Gemeinden in persönlichen Verkehr mit der römischen Gemeinde traten, sich zeitweilig inmitten derselben aufhielten, auch wohl in Rom wohnhaft wurden. So waren Paulus und mehrere Gefährten seiner Gefangenschaft, später Polykarp, Ignatius nach Rom gekommen; so kamen noch später Justinus Martyr und Tertullian in die Hauptstadt und in Berührung und Verkehr mit der Gemeinde, der als der Gemeinde der Welthauptstadt ganz natürlich eine „*potior principalitas*“ eigen war; und die „undique fideles“, die Gläubigen von überallher, waren ja nicht stumm, wenn sie mit ihren Brüdern in der Kaiserstadt verkehrten, sondern wes ihr Herz voll war, des ging ihr Mund über; sie glaubten, darum redeten sie; wie Paulus, wenn er hoffte, nach Rom zu kommen, auch das Verlangen hatte, den dortigen Brüdern „etwas geistlicher Gabe mitzutheilen, sie zu stärken“, ¹⁾ so ging es auch andern Christen, die nach Rom kamen. Auf diese Weise wurde die römische Gemeinde ganz von selbst und mit einer gewissen Nothwendigkeit („*necesse est*“) ein *conciliabulum* der ganzen Kirche, lief die Tradition der ganzen Christenheit in Rom zusammen. In demselben Sinne setzt noch um die Mitte des zwölften Jahrhunderts Hervéus von Bordeaux zu den Worten des Apostels Röm. 1, 8., „daß man von eurem Glauben in aller Welt saget“, die Erklärung: „Euer Glaube wird, ob schon er noch nicht vollkommen ist, doch schon in aller Welt verkündigt. Rom war damals die Hauptstadt der Welt, und vom ganzen Erdkreis kamen Leute dahin zusammen und machten überall bekannt, daß die Römer den christlichen Glauben angenommen hätten.“ ²⁾ Wenn also Jrenäus die römische Tradition für seine Seite in's Treffen rücken ließ, so konnte diese Tradition in gewissem Sinne zugleich als Stimme der ganzen Kirche dienen, nicht insofern als Rom das Haupt der Kirche gewesen wäre oder als solches gegolten hätte, sondern insofern als in Rom durch den Verkehr aus den verschiedenen Gegenden des Reichs auch die Tradition der verschiedenen Kirchen zusammenströmte und so „von solchen, welche überallher waren, die Tradition, welche von den Aposteln stammte, fort und fort erhalten wurde“. Nicht von einem Hinausstrahlen der apostolischen Lehre von Rom in die ganze Kirche, sondern von einem Zusammenströmen der überlieferten Wahrheit nach Rom redet Jrenäus, und darum, weil er hier, wenn er Rom

1) Röm. 1, 11.

2) *Fides vestra, etsi nondum perfecta, jam tamen annuntiatur in universo mundo. Roma tunc erat caput mundi et de toto orbe illuc conveniebant atque Romanos suscepisse fidem christianae religionis ubique divulgabant.*

reden ließ, gleichsam eine Conferenz aus aller Welt, aus vielen Gemeinden, in denen auch die apostolische Tradition lebte, Zeugniß ablegen ließ, war ihm die Stimme Roms gewissermaßen ein Ersatz für ein Suffragium der ganzen Christenheit, das ihm auf dem Wege der Einzelabstimmung „viel zu weitläufig“ gewesen wäre.

Doch auch die Mühe, welcher sich Irenäus besagtermaßen unterzog, hätte er sich sparen können, wenn er auf der Höhe des späteren Papismus gestanden, einen unfehlbaren Statthalter Petri auf dem römischen Bischofsstuhl gekannt hätte. Wozu brauchte er sich die Mühe zu nehmen, durch einen Nachweis der Succession bis zurück in die Tage der Apostel die apostolische Tradition festzustellen als einer Ueberlieferung, welche semper ab his, qui sunt undique, bewahrt sei, wenn er in Cleutherus einen unfehlbaren und als unfehlbar anerkannten Lehrer der Christenheit gesehen hätte? Viel einfacher und sicherer wäre er dann zum Ziele gelangt, wenn er von Cleutherus eine Entscheidung ex cathedra eingeholt und daraufhin ein: Roma locuta est, causa finita est, gesprochen hätte. Gerade das Verfahren unsers Autors ist ein Thatbeweis, der durch seine Begründung in den angeführten Stellen nur verschärft wird, daß Irenäus von dem Unfehlbarkeitsfündlein noch keine Ahnung hatte und nicht entfernt daran dachte, dem damaligen Bischof die Stellung anzuweisen, die Leo XIII. einzunehmen meint, und die der alte Cleutherus selber mit Verwunderung angestaunt und mit Entrüstung von sich gewiesen hätte.¹⁾

A. G.

(Fortsetzung folgt.)

1) Heute geht man in der römischen Kirche den kürzeren Weg, den Irenäus nicht gegangen ist und nicht gekannt hat. Dafür nur ein paar Beispiele aus neuester Zeit, nämlich aus einer gelehrten und schriftenreichen Controverse über die Schulfrage, die jüngst zwischen papistischen Theologen geführt worden ist. In der Schrift des Dr. Bouquillon, Professors an der röm.-kath. Universität in Washington, mit welcher dieser Federkrieg eröffnet wurde, heißt es im Vormort u. a.: „The writer makes no pretense to originality. He professes to walk in the footsteps of the great theologians, especially of St. Thomas. He has been guided by the light of the Encyclicals of Leo XIII on civil power, the constitution of states, liberty and the condition of the laboring classes.“ Da ist es also der jetzt lebende Papst, Bouquillons Bischof Cleutherus, zu dem der papistische Theologe spricht: „Deine Encycliken sind meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege“; wie er dann auch in den Erwiderungen an seine Kritiker sagt: „Dies ist die Lehre Leos XIII. in der Encyclica *Immortale Dei*“ etc., und „Auf die Autorität Leos XIII. hin habe ich behauptet, daß“ 2c. Ebenso machen es seine Gegner. Als einer seiner Vertheidiger von der „falschen Philosophie“ des Widerparts geredet hatte, that ihn ein Jesuit in einer Kritik der Schrift Bouquillons in der *Civiltà Cattolica* zu Rom ab mit den Worten: „Die Philosophie, deren Nachfolger und Exponenten diese beiden Schriftsteller sind, ist, wie jedermann weiß, die Philosophie des h. Thomas. Kann diese Philosophie ohne Gefahr als ‚falsch‘ bezeichnet werden, besonders nach der Veröffentlichung der großen Encyclica Leos XIII.??“, womit offenbar auf die Encyclica vom 4. August 1879 verwiesen ist, in der Leo den Thomas Aquinas auf's neue zum philosophischen und theologischen Lehrer der Christenheit gestempelt hat.

(Gingefandt auf Beschluß der New Yorker Local-Conferenz.)

Henoch.

Das elfte Capitel des Ebräerbriefs enthält eine Veranschaulichung, einen der Geschichte vergangener Zeiten entnommenen Beleg für die schon in den ersten zehn Capiteln dieser Epistel dargelegte Wahrheit, daß die wahre Religion aller Zeiten die christliche, der Weg zur Seligkeit von Anbeginn der des christlichen Glaubens gewesen sei. Dies wird an erster Stelle gezeigt an dem Beispiel des frommen Abel als eines Mannes, der durch den Glauben an Christum Gott gefallen habe und selig geworden sei. Zwar brachte Abel, der zuerst genannte Gläubige, ein Opfer, ein Werk, das die selbstgerechten Juden als zur Werkgerechtigkeit gehörend preisen konnten. Aber Kain brachte auch ein Opfer. Der Heilige Geist erklärt jedoch durch Moßen: „Der Herr sah gnädiglich an“ — wen? was? „Abel“ und dann „sein Opfer“. Das ist die Gnadenordnung, wie sie von Anbeginn der Kirche, nach Adams Fall, bestanden hat. Erst muß die Person angenehm sein, dann ist das Werk dieser Person auch angenehm in Gottes Augen. Was macht aber angenehm in den Augen des Allerheiligsten, wenn die Werke das nicht vermögen? Die Geburt nicht, denn Kain war der Sohn derselben Eltern wie Abel, und noch dazu der erstgeborene, an welchen die Mutter Eva so große Hoffnungen geknüpft hatte. Es ist der Glaube, der den von Gott Getrennten wieder mit ihm vereinigt, der das Herz losreißt von den lügenhaftigen Versprechungen des Satans und dasselbe lenkt und regiert durch die Wahrheit des ewig treuen Gottes.

Auf Abel folgt als zweites Beispiel davon, daß der Gerechte seines Glaubens und nicht seiner Werke lebt, Henoch, den Gott durch den Glauben wegnahm, versetzte, daß er den Tod nicht sähe. Henoch war das siebente Glied der von Adam stammenden Geschlechtslinie der „Kinder Gottes“. Die durch Kain entstandene Geschlechtslinie, das Volk der von Gott und seiner Verheißung Abgefallenen, wird einfach „Menschen“ d. h. Kinder Adams, unter der Herrschaft der ererbten Sünde stehende, genannt.

Adam war 57 Jahre vor der Entrückung Henochs gestorben, denn diese geschah im 987. Jahre der Welt. Er hatte also noch 308 Jahre mit Henoch gelebt. Es lebten noch die Erzväter: Seth, 882 Jahre alt; Enos, 792 Jahre alt; Kenan, 729 Jahre alt; Mahalaleel, 662 Jahre alt; und Jared, welcher 500 Jahre alt war. Methusalah, Henochs Sohn, war schon 300 Jahre alt und Lamech, Henochs Enkel, Noahs Vater, war schon 113 Jahre alt, als das wunderbare Ereigniß eintrat. Diese Zeitangaben sind darum nicht ohne Bedeutung, weil sich daraus erkennen läßt, daß Gott bei guter Zeit, ehe noch das Verderben, um dessen willen er endlich die Wasser der Sündfluth hereinbrechen ließ, seinen Höhepunkt erreichte, es nicht an freundlichen Mahnungen und Reizungen zur Gottseligkeit, wie eine solche durch die Entrückung Henochs erging, hatte fehlen lassen.

„Da sich die Menschen (die Nachkommen Kains) begannen zu mehren auf Erden und zeugten ihnen Töchter, da sahen die Kinder Gottes (die Nachkommen der frommen Erzväter¹⁾) nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten“, so beginnt die Geschichte des erschrecklichen Gerichts der Sündfluth, ohne nähere Zeitangabe. Letzere ist aber angedeutet. Die Menschen begannen sich nicht erst zu mehren zur Zeit Noahs. Es wird im 4. Kapitel des 1. Buches Mose schon eine ganze Geschlechtslinie der „Menschen“, Kains Nachkommen, aufgeführt. Im 5. Kapitel des 1. Buches Mose wird von jedem Erzvater gemeldet: „Er zeugete Söhne und Töchter.“ Zur Zeit Henochs war ohne Zweifel die Zahl der „Menschen“, aber auch die Zahl der Nachkommen der Gläubigen eine sehr große. Es waren zwei durch sich gegenseitig ausschließende Grundanschauungen getrennte Volksmassen. Obgleich in beiden ein Erbtheil sich fand, die Erbsünde, so weiß doch die Schrift hervorzuheben, daß diese Macht die Nachkommen Kains antrieb, nicht bloß die natürlichen Gaben und Kräfte zu einem genüßreichen Leben sich dienstbar zu machen (es waren unter ihnen „Geiger und Pfeifer“), sondern auch in allerlei offenkundigen Sünden zu leben. Schon Lamech „nahm zwei Weiber“ und rühmte sich: „Ich habe einen Mann erschlagen mir zur Wunde, und einen Jüngling mir zur Beute.“ 1 Mos. 4. Erst in der Erklärung des Gerichtes der Sündfluth wird von den Nachkommen der Gläubigen gesagt: „Die Kinder Gottes sahen nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten.“ Bei ihnen war lange Zeit das Gnadenerbtheil, das selige Evangelium von dem Schlangentreter, wirksam und hielt die Macht der Erbsünde zurück. Doch lesen wir, daß auch jene lang lebenden Erzväter ihr hohes Alter nicht als einen reinen Segen ansahen. Lamech, der Enkel Henochs, sprach bei der Geburt seines Sohnes Noah: „Der wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat.“ Er wiederholte den Irrthum Evas, welche auch meinte, sie habe „den Mann, den Herrn“, als sie Kain geboren hatte. Wir dürfen aber „die Mühe und Arbeit auf Erden“ nicht vorzüglich auf körperliche Arbeit, Krankheit und dergl. beziehen. Solche arbeits- und kreuzscheue Leute waren jene Frommen nicht. Die eigentliche quälende und aufreibende Arbeit und Mühe der Kinder Gottes ist: der unausgesetzte Kampf gegen die sich ausbreitende Sünde, der oft so vergeblich scheint, und die vielen verwundenden Unbilden von Seiten der Gottlosen, die sie über sich ergehen lassen müssen, wie die Psalmen und die Apostel klagten.

Eine Sünde, die einerseits als ein Zeichen des auch bei den Nachkommen der Kinder Gottes eingerissenen Verderbens hervortrat, andererseits

1) Wir verwerfen die altjüdischen Fabeln und die abscheulichen Dichtungen der Neueren (Delitsch, Kurz und andere), daß unter den „Kindern Gottes“ Engel zu verstehen seien, die sich mit menschlichen Weibern fleischlich vermischt haben sollen.

aber die Ausbreitung und Steigerung dieses Verderbens beschleunigte, war die Union zwischen Welt und Kirche, das Niederbrechen der Schranken zwischen Gläubigen und Weltmenschen. „Die Kinder Gottes sahen nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren.“ Damit soll gewiß nicht gesagt werden, daß die körperlichen Vorzüge der Töchter der Kinder Gottes weniger waren, als die der Töchter Kains, hier liegt vielmehr ausgedrückt, daß die Welttöchter ihre Reize mehr zur Geltung brachten durch Schmuck, Haarflechten, Entblößungen, sinnverberbende Vergnügen 2c.; auch, daß die fleischliche Gesinnung sich in Geberden bekundete und dadurch die Augen der „Kinder Gottes“ fesselte, da sich ihr Herz schon zum Dienst des Fleisches geneigt hatte. Die Töchter der Kinder Gottes haben ihren Schwestern von Kains Geschlecht bald nachahmen gelernt, wie zu allen Zeiten geschehen ist und auch heute in ausgedehntester Weise geschieht, so daß die Söhne Kains die Töchter der Sethiten auch gar liebenswürdig fanden und eine allgemeine Vermischung der zwei Menschenklassen entstand, bei welcher der wahre Glaube in die größte Gefahr kommen mußte. In der Sündfluth kamen endlich die Nachkommen der frommen Erzpäter ebensowohl um, als die Söhne und Töchter der „Menschen“. Der Glaube war also allgemein erloschen in Folge der Union zwischen Welt und Kirche.

Daß es dahin gekommen ist, war aber nicht Gottes Schuld. Er hatte schon damals keinen Gefallen am Tode des Sünders, und eben Henoch konnte beiden, den Kindern Gottes und den Kindern der Welt, zu seiner Zeit und nach seiner Entrückung in die Seligkeit als ein. beredtes Zeugniß des Wohlmeinens Gottes zu Herzen gehen, wenn sie Gottes treues Lothen und Mahnen, das auf solch augenfällige Weise an sie erging, nicht in den Wind schlugen.

„Durch den Glauben ward Henoch versetzt, ohne den Tod zu sehen, und ward nicht gefunden, weil Gott ihn versetzt hatte. Denn vor seiner Versetzung hatte er Zeugniß, daß er Gott gefallen habe.“ Dieses Schriftwort legt folgende Thatfachen der christlichen Erkenntniß nahe:

1. Henoch ist durch den Glauben Gott so gefällig gewesen, daß er ihn zu sich nahm, ohne den Tod zu schmecken; denn von besonderen Werken ist kein Zeugniß vorhanden. Sein Wandel mit Gott war die Frucht seines Glaubens, wie der folgende Vers hervorhebt.

2. Gott hatte ihm vor seiner Entrückung Zeugniß gegeben, daß er ihm durch den Glauben gefalle.

Der Beweis für diese Sätze wird so geführt:

1. „Ohne Glauben ist es unmöglich (Gott) zu gefallen“; „denn

2. wer zu Gott kommen will, der muß glauben

a. daß er sei

b. und denen, die ihn mit Ernst suchen, ein Vergelter sein werde.“

Das sind aber die Bestandtheile des wahren Glaubens: Erkenntniß des einen wahren Gottes und seines Willens, Beifall des Herzens und Ver-

standes an die erkannte Wahrheit und die gewisse Zuversicht dessen, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.

Die Antwort auf die Frage nach dem genauen Inhalt des Glaubens, welcher in Henoch war, braucht nicht viel Suchens. Obgleich Gott nicht mehr wie im Paradiese unter den Menschen wandelte, und nicht mehr dem äußeren Ohr hörbar redete; obgleich die Gott feindliche Sünde gewaltig überhand nahm, daß es schien, als ob Satan viel mächtiger sei als Gott — blieb er doch dabei: Der Herr ist mein Gott und kein Anderer. Er wird mich nicht verlassen. Und diese gläubige Zuversicht, daß Gott nicht sein zorniger Richter, sondern sein gnädiger Vater sei, nahm er aus dem Evangelium: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.“ 1 Mos. 3. Daraus erkannte er, daß Gott trotz des Sündenfalles gnädig gesonnen sei und eine herrliche Errettung schaffen wolle. Das war seine Zuversicht in den großen Nöthen seiner Zeit.

Dieser wahre Glaube trug auch seine echte Frucht. Henoch wandelte mit Gott, straste die gottlose Welt, furchtlos und treu durch sein Wort und Leben, und blieb unverworren mit dem fleischlichen Treiben vieler seiner Mitmenschen. Er wird darüber auch viel gelitten haben, bis Gott ihn auf wunderbare, uns völlig unbekannte, aber gewiß überaus herrliche Weise diesem sündigen Leben entrückte und zu sich nahm. Durch den Glauben ist das geschehen, und das wollte der heilige Schreiber hervorheben.

Nun können folgende Fragen, welche aus Unkenntniß der Schrift, oder aus falscher Werklehre geflossen sind, ihre klare Antwort finden.

War Henochs gottseliger Wandel, der ja aus dem Glauben hervor wuchs, aber eben zu einer besonderen Reinheit gediehen war, für Gott die bewegende Ursache, daß er ihn zu sich nahm, ohne den Tod zu sehen? Ganz entschieden — Nein! Henoch war nicht nur, wie alle andern Adamskinder, in Sünden empfangen und geboren, er trug auch, wie sie, den alten Adam an sich, und da kann es nicht ohne Sünde in seinem täglichen Leben geblieben sein. Er führte gewiß ein heiliges, Gott geweihtes Leben, aber das floß aus dem von Gott gewirkten und durch seine Macht erhaltenen Glauben. Die Annahme, daß Gott den Henoch um seiner vorzüglichen Heiligkeit willen in den Himmel genommen habe, verstößt gegen die Lehren von der Erbsünde, der Gerechtigkeit Gottes und vom Glauben. Der Hebräerbrief sagt daher, „durch den Glauben“, nicht durch die Werke, hat Gott den Henoch versetzt.

So war etwa der Glaube Henochs so viel reiner als der der andern Erzväter, daß der Ausdruck „durch den Glauben ward Henoch weggenommen“ so viel bedeutet: Weil er einen so viel besseren, unbeugsameren, muthigeren Glauben hatte, als alle andern Kinder Gottes, darum hat ihn Gott so ausgezeichnet, daß er zur himmlischen Herrlichkeit eingehen konnte, ohne den Tod zu sehen? — Es kann und darf nicht geleugnet werden, daß der Glaube

an Kraft und Klarheit in den Kindern Gottes verschieden ist. In dem einen flackert ein geringes Flämmlein, in dem andern lodert ein helles, glühendes Feuer des Glaubens. Darum sind auch die nach außen leuchtenden Wirkungen verschieden. Aber während der Glaube des einen aus seiner Schuld klein ist, ist der starke Glaube des andern allein Gottes Gnadenwerk. Und der Glaube hat es nur mit Gottes Gnadenverheißungen zu thun. Diese ergreift der kleine Glaube ebenso gewiß und voll als der starke Glaube. Der große Glaube kann nicht mehr ergreifen, als was Gott verheißt hat, und das empfängt die kleine Glaubenshand auch. Der starke Glaube macht jedoch mehr Gebrauch von den Verheißungen Gottes, wie an dem Hauptmann zu Capernaum und dem cananäischen Weiblein zu lernen ist. Das aber, was Henoch erfahren hat, die Entrückung in das ewige Leben, ohne den leiblichen Tod zu schmecken, hat Gott mit keinem Wort seinen Kindern verheißt, auch sonst bietet die heilige Schrift nicht den geringsten Anhalt, daß ein besonders starker Glaube diese Bevorzugung erlangen könne. Noah, dessen Wandel genau so beschrieben wird, wie der des Henoch, mußte das „und er starb“ gerade so erfahren, wie alle andern Lieblinge Gottes auch. Am jüngsten Tage werden viele Gläubige, ohne den Tod zu sehen, dem Herrn entgegen gerückt werden, um zum ewigen Leben einzugehen. Und von diesen kann nach der Schrift nicht gesagt werden, daß sie besonders starken Glauben haben werden. Henochs besserer Glaube ist also auch nicht die bewegende Ursache gewesen, weshalb ihn Gott zu sich genommen hat.

Ob endlich, wie Maria der Jungfrau eine besondere Verkündigung geworden war, daß Gott sie zur Mutter seines Sohnes erkoren habe, so auch Henoch eine besondere Offenbarung empfangen und durch dieselbe erfahren hatte, was Gott mit ihm vorhabe, wissen wir nicht; denn die Schrift sagt davon nichts. Aber das wissen wir, denn die Schrift sagt es, daß Henoch geglaubt hat, und daß sein Glaube als ein rechter Glaube auch seine Früchte getragen hat, thätig war im Bekenntniß und in Werken der Liebe, durch die er Zeugniß hatte, daß er ein gläubiges Gotteskind sei. Zu solchem Zeugniß aber fügte nun Gott noch ein außerordentliches, als besonders herrlich in die Augen fallendes, ein Zeugniß, das nach zwei Seiten hin leuchten und wirken sollte. Henochs wunderbare Entrückung war für die damalige, schwer bedrängte Kirche eine gnädige Offenbarung der Treue und Macht Gottes, um den schwachen Glauben zu stärken, ebenso wie die Entrückung des Propheten Elias in seiner so glaubensarmen und anfechtungsvollen Zeit. Uebermächtig strahlte durch dieses Ereigniß, sobald es erkannt war, das Licht des ewigen Lebens mit seiner Vergeltung in das mühsame Leben der Erzväter, stärkte ihren Glauben und machte ihren Gang gewiß.

Aber auch für die damalige gottlose Welt ist dieses erschütternde Ereigniß eine zwar strafende, aber doch gnädig gemeinte Offenbarung Gottes gewesen. Es ist ihnen nicht verborgen geblieben. Die Erzväter haben nach dem verschwundenen Henoch gesucht, wie die Prophetenschüler zur Zeit Elias

das Gebirge abstreifen. Und siehe! „Er war nicht mehr“, 1 Mos. 5, 24., „und ward nicht erfunden“, Hebr. 11, 5. Sie mögen wohl ihren Verdacht, daß etwa die mörderischen Weltkinder diesen gewaltigen Zeugen aus dem Wege geschafft hätten, ausgesprochen haben, bis ihnen Gott offenbarte, was er gethan hatte. Und das haben die frommen Erzväter nicht verschwiegen. Gläubige sind zu jeder Zeit Zeugen Gottes an die Welt gewesen. So ist es der abgefallenen Sünderwelt bekannt geworden nach Gottes gnädigem Willen, was mit Henoch geschehen war. Sie werden gestraft und gelockt.

Daß Henoch der damaligen Kirche ein gnädiges Zeichen Gottes war, ist auch Dr. Luthers Meinung gewesen. Er sagt in seiner Auslegung der Genesis (S. 417, St. Louiser Ausg.): „Warum zieht ihnen“ (den andern Patriarchen, die auch „vor Gott gewandelt haben“) „denn Mose den Henoch vor?“ und gibt im Folgenden eine zweifache Antwort. Erstlich sollen „wir daraus abnehmen, daß in Henoch ein sonderlicher Trost des Heiligen Geistes und ein vortrefflicher, guter Muth gewesen ist, daß er sich mit dem höchsten Vertrauen und Kühnheit vor den andern Patriarchen wider des Satans und der Raiten Kirche allein gelegt hat“. Er war „vom Heiligen Geist also begnadet und gezieret, daß er ein Prophet aller Propheten und ein Heiliger aller Heiligen in der ersten Welt gewesen sei. Also ist Henoch erstlich groß seines Berufs und Predigtamts halber“. A. a. O. 419. „Zum andern wird er vor andern auch darum gerühmt, daß Gott gewollt hat, daß er ein Exempel der ganzen Welt sein sollte zum Trost und Stärkung des Glaubens von dem zukünftigen Leben.“ S. 419. „Also hat Gott bald in der ersten Welt mit einem öffentlichen Exempel zeugen und beweisen wollen, daß er ein ander Leben nach diesem seinen Heiligen bereitet habe, darin sie mit ihm leben sollen.“ S. 421. „Denn dieses ist der Trost, welcher den heiligen Patriarchen ihren Tod auch leichter und sanfter gemacht hat, daß sie auch mit Freuden von diesem Leben geschieden sind.“ S. 424. „Darum ist dieses mit Henoch ein sonderlich Ding, daß er nicht stirbt, sondern wird ohne Tod gerückt in ein geistliches Leben.“ S. 425.

„Darum ist das eine merckliche und treffliche Historie, dadurch Gott der ersten und anfänglichen Welt hat wollen versichern und gewiß machen die Hoffnung eines besseren Lebens nach diesem. Hernach hat er in der andern Welt, die das Gesetz gehabt hat, gegeben das Exempel von Elia, der auch im Beisein und Ansehen seines Knechtes Elisa vom HErrn hinweg genommen ist. Wir aber sind im neuen Testament als in der dritten Welt, und haben viel ein klarer Exempel, den HErrn Jesum, unsern Erlöser selbst, der gen Himmel mit vielen andern Heiligen gefahren ist.“ S. 426.

Daß Henoch auch der gottlosen Welt ein Zeugniß sein sollte, sagt Jesus Sirach Cap. 44, 16.: „Henoch gefiel dem HErrn wohl und ist hinweg genommen, daß er der Welt eine Vermahnung zur Buße wäre.“ Ebenso spricht er von Elia, Cap. 48, 10.: „Du bist verordnet, daß du strafen sollst zu seiner Zeit, zu stillen den Zorn, ehe der Grimm kommt, das Herz der

Väter zu den Kindern kehren und die Stämme Jakobs wieder bringen“, fügt er noch hinzu, Vers 16.: „Noch half das alles nicht, daß sich das Volk gebessert und von ihren Sünden gelassen hätte.“

Diese Gnadenerweisungen Gottes haben weder zur Zeit Henochs, noch zur Zeit Elias eine gründliche Umkehr der Menge bewirkt, wie das Gericht der Sündfluth und die Verbannung des Volkes Israel in die 70jährige Gefangenschaft beweist.

Noch eine Frage ist in der behandelten Erfahrung des vor andern gesegneten Henoch wichtig. Was ist aus seinem Leibe geworden? Ist derselbe der ewigen Verklärung theilhaftig, oder harret er dieser, wie die andern Seligen, deren Leiber im Grabe schlummern?

Viele Ausleger glauben mit Rücksicht auf 1 Cor. 15, 20. 23. („Christus ist der Erstling geworden unter denen, die da schlafen“, „darnach die Christo angehören, wenn er kommen wird“) annehmen zu müssen, daß er nicht verklärt sei, sondern in demselben Zustande, in welchem er auf Erden wandelte, Gott in seliger Ruhe schaue. Dasselbe gelte auch von Elia. Allein diese Auslegung setzt den widersinnigen Gedanken, daß ein noch der Erbsünde unterworfenen Menschenleib in der unmittelbaren Nähe der Herrlichkeit Gottes sich befinden könne. Ein noch sterblicher Leib im ewigen Leben! Keyl trifft das Richtige: „Nicht in der Verklärung ist Christus der Erstling, sondern in der Auferstehung.“ Und ich füge hinzu, daß Paulus ausdrücklich sagt: „Christus ist der Erstling geworden unter denen, die da schlafen“, d. h. unter denen, deren Leiber im Grabe ruhen. Henochs Leib ist nie im Grabe gewesen. Darum nehmen wir an, ohne gegen ein Wort Gottes zu verstößen, daß Henoch, wie später Elias, durch eine besondere Gnade Gottes augenblicklich zur vollen himmlischen Vollendung nach Seele und Leib eingegangen ist.

Und das geschah, wie der heilige Schreiber bezeugt, „durch den Glauben“. Seliger Trost! Wir haben alle Gnadenverheißungen, wie sie in Christo erfüllt und durch ihn der ganzen Welt gegeben sind. Darum mahnt der Heilige Geist: Glaube, so liegen Sünde, Tod und Hölle unter deinem Fuß. Gott ist treu, der es verheißt hat, welcher wird es auch thun!

J. H. Siefert.

V e r m i s c h t e s .

Das Apostolische Glaubensbekenntniß in Harnack'scher Beleuchtung. Eine Flugschrift Harnacks über das Apostolische Glaubensbekenntniß ist zur Zeit in Tausenden von Exemplaren über das protestantische Deutschland verbreitet, und was Harnack darin wider den gemeinen christlichen Glauben vorgebracht hat, wird von Tausenden als Fortschritt und Errungenschaft der Wissenschaft bewundert und gepriesen, namentlich von Solchen, welche

von diesen Dingen absolut nichts verstehen. Die Aufstellungen des Berliner Gelehrten bedürfen keiner ernstern und eingehenden Widerlegung. Nur sofern sind sie für uns von Interesse, als sie beweisen, daß auch dieser neueste Apostel des Unglaubens dem Urtheil verfallen ist, welches die Schrift über solche Menschen ausspricht, wenn sie bezeugt, daß Gott ihren Verstand und ihre Weisheit zu nichte macht, 1 Cor. 1, 19., daß sie dazu verurtheilt sind, der Lüge zu glauben, 2 Theff. 2, 11., daß sie zerrüttete Sinnen haben, 1 Tim. 6, 5., daß ihre Lehren Teufels Lehren sind, 1 Tim. 4, 1.

Harnack gibt in genannter Schrift zunächst einen Ueberblick über die Geschichte des Apostolischen Symbolums. Er setzt dessen Entstehung in die Mitte des zweiten Jahrhunderts. Anerkannte Forscher auf diesem Gebiet, wie Caspari, v. Bezschwitz, haben nachgewiesen, daß schon in der ersten Kirche, etwa schon in den letzten Tagen des apostolischen Zeitalters die apostolische Verkündigung in eine Lehrsumma zusammengefaßt wurde, die dann treu bewahrt wurde und als Taufbekenntniß und Glaubensregel in allen christlichen Gemeinden in Brauch und Geltung war. Das uns bekannte apostolische Symbolum ist nur die schriftliche Fixirung jener uralten regula fidei. Die bloße Behauptung Harnacks betreffs seines Ursprungs ist keine Widerlegung der von jenen Forschern aus geschichtlichen Zeugnissen eruirten Gründe. Indesß auch den Fall gesetzt, das Apostolische Bekenntniß sei nach Form, wie nach Inhalt erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts entstanden, so ist damit nicht bewiesen, daß es nicht der Ausdruck des ursprünglichen, einheitlichen Glaubens der Christenheit sein könne. Denn die gläubigen Christen können ja zu irgend einer Zeit das, was sie von Anfang an geglaubt haben und was ihre Väter geglaubt haben, in die feste, präcise Form eines Symbols einkleiden. Harnack zeigt ferner, wie die ursprüngliche Gestalt des apostolischen Symbolums, das ist, die römische, in den verschiedenen Provinzialkirchen verschiedene formelle Veränderungen erfahren habe, und wie auch der Inhalt durch manche spätere Zusätze, wie durch die Worte „Gemeinschaft der Heiligen“, „niedergefahren zur Hölle“ bereichert worden sei. Daraus ergibt sich aber nur so viel, daß die Christen dieses Symbolum nicht als inspirirtes Wort Gottes, sondern eben als Ausdruck und Bekenntniß ihres gemeinsamen Glaubensbewußtseins betrachtet haben. Wo die Gläubigen frei bekennen, was ihres Herzens Glaube sei, da haben sie Freiheit, einmal diese, einmal jene Worte zu gebrauchen, auch die Freiheit, dieses oder jenes Stück der heilsamen Wahrheit noch besonders hervorzuheben.

Harnack gibt schließlich auch zu, daß durch alle Versionen des apostolischen Symbolums Ein Sinn und Eine Meinung, nämlich der orthodoxe Glaube hindurchgehe, und so nimmt er gerade schon an der ältesten Form, der römischen Formel, Anstoß und stellt dieselbe in Gegensatz zu der „ursprünglichen evangelischen Verkündigung“. Dieser letztere Begriff spielt bei ihm eine große Rolle. Die ursprüngliche evangelische Verkündigung, in welcher

er das reine, ungefälschte Evangelium erblickt, ist aber keineswegs eine geschichtliche Größe, sondern ein von ihm selbst in bodenloser Willkür aus den neutestamentlichen Schriften herausgeschnittenes Summarium, ein Erzeugniß seiner eigenen Gedanken und Wünsche. Und so bemißt er die Aussagen des Apostolicum nicht mit der Schrift, sondern mit seinem eigenen verdüsterten Verstand.

Ein besonderer Stein des Anstoßes ist Harnack der Satz: „empfangen von dem Heiligen Geist, geboren aus der Jungfrau Maria“, oder, wie er im ursprünglichen Symbolum lautet: „der geboren ist aus dem Heiligen Geist und Maria, der Jungfrau“. Hierüber äußert er sich S. 23 und 24 folgendermaßen:

„Daß der Satz: ‚der geboren ist aus heiligem Geist und Maria der Jungfrau‘, nicht der ursprünglichen Verkündigung des Evangeliums angehört, ist eine der sichersten geschichtlichen Erkenntnisse; denn 1) er fehlt in allen Briefen des Apostels Paulus und überhaupt in allen Briefen des Neuen Testaments, 2) weder in dem Evangelium des Marcus ist er zu finden, noch sicher in dem des Johannes, 3) er fehlte auch in der Vorlage und gemeinsamen Quelle des Matthäus- und Lucas-Evangeliums, 4) die Genealogieen Jesu, welche diese beiden Evangelien enthalten, führen auf Joseph und nicht auf Maria, 5) alle vier Evangelien bezeugen es — zwei unmittelbar, zwei mittelbar —, daß die ursprüngliche Verkündigung von Jesus Christus mit seiner Taufe begonnen hat. So gewiß es ist, daß die Geburt Jesu aus dem heiligen Geist und der Jungfrau Maria bereits in der Mitte des 2. Jahrhunderts, ja, wahrscheinlich schon nicht lange nach dem Anfang desselben, ein festes Stück der kirchlichen Ueberlieferung bildete, so gewiß ist es, daß sie in der ältesten Verkündigung keine Stelle gehabt hat. Diese begann mit Jesus Christus, dem Sohn Davids nach dem Fleisch, dem Sohn Gottes nach dem Geist (s. Röm. 1, 3. f.), bez. mit der Taufe Christi durch Johannes und der Herabkunft des Geistes auf ihn. Daß in dem apostolischen Symbolum die Davidssohnschaft, die Taufe und die Herabkunft des Geistes auf Jesum weggelassen und dafür die Geburt aus dem heiligen Geist und der Jungfrau eingesetzt ist, ist also gegenüber der ältesten Verkündigung eine Neuerung, die da zeigt, daß das Symbol nicht der ältesten Zeit angehört, so wenig wie die Evangelien des Matthäus und Lucas die älteste Stufe der evangelischen Geschichte darstellen.“

Diese angeblich „gesicherte geschichtliche Erkenntniß“ ist nichts Anderes, als Verhöhnung aller Geschichte und somit Unwissenschaftlichkeit in höchster Potenz. Daß Matthäus und Lucas die Evangelien, welche ihre Namen tragen, und zwar einschließlich der ersten Capitel, wirklich selbst geschrieben haben, ist so reichlich beglaubigt, wie irgend ein geschichtliches Datum. Es ist ferner unschwer zu erkennen, wie die ersten Capitel dieser zwei Evangelien mit der folgenden evangelischen Geschichte eng zusammengehören und ein Ganzes bilden. Sie geben und bezeugen sich auch selbst als Gottes Wort und stimmen mit dem, was die Schrift sonst von Christo aussagt. Nur wer alles geistlichen Verstandes baar ist und auch am natürlichen Verstand Gottes Strafwirkung erfahren hat, kann es verkennen, daß schon Jesaias 7

die Empfängniß und Geburt des Jungfrauensohnes geweissagt ist, daß die allenthalben in der Schrift bezeugte Sündlosigkeit Jesu die Empfängniß vom Heiligen Geist und die Geburt aus der Jungfrau zur Voraussetzung hat, daß nur Einer, der von Mutterleib an rein und unbefleckt war, die Menschen von ihren Sünden reinigen konnte. Daß Johannes und Paulus von diesem Glaubensartikel noch nichts gewußt hätten, kann nur Derjenige behaupten, dem die paulinischen und johanneischen Schriften ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch sind.

Nicht die Geburt vom Heiligen Geist und von der Jungfrau Maria, sondern „daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist“, „der Gottmensch, in dem Gott erkannt und ergriffen wird“, ist nach Harnack „Fundament und Eckstein des Christenthums“. Aber wie versteht er das? Er erklärt sich selbst S. 20 ff. darüber mit folgenden Worten:

„Ebenso einfach und gewaltig, evangelisch und apostolisch ist die Erweiterung des zweiten Gliedes ‚Christus Jesus, Gottes eingeborener Sohn, unser Herr‘. Die beiden entscheidenden Prädicate für Jesus Christus, die alle evangelischen Aussagen über ihn einschließen, sind hier zusammengestellt. Aus allen Bezeichnungen, die sich in der christlichen Predigt der älteren Zeit finden, sind die beiden umfassendsten ausgewählt (ob die Voranstellung des ‚Christus‘ vor ‚Jesus‘ noch eine Erinnerung daran enthält, daß Christus = Messias ist, läßt sich nicht sagen). Der Zusatz ‚eingeboren‘ findet sich im Neuen Testament nur im Johannes-Evangelium; aber die Sache haben auch Matthäus und Lucas (s. 11, 27. f. bez. 10, 22. f.), und sie wird überhaupt einheitlich von der ältesten Gemeinde bezeugt: Jesus Christus ist nicht nur ein Sohn Gottes, sondern er ist ‚der Sohn‘, also der einzige Sohn. Das Wort ‚Herr‘ ist in dem prägnanten Sinne zu fassen, den die alte Zeit mit ihm verband. Luther, der im großen Katechismus die ganze Auslegung des 2. Artikels in die Auslegung des Wortes ‚Herr‘ hineingezogen hat (vgl. übrigens auch das ‚sei mein Herr‘ im kleinen Katechismus), hat damit nicht nur katechetisch den richtigen Griff gethan, sondern er hat auch den Sinn des Glaubensbekenntnisses in seiner Weise wiederhergestellt: ‚Das sei nun die Summa dieses Artikels, daß das Wörtlein „Herr“ auf’s einfachste so viel heiße als ein Erlöser, das ist, der uns vom Teufel zu Gott, vom Tod zum Leben, von Sünde zur Gerechtigkeit bracht hat und dabei erhält.‘ Aber noch ist eine Erläuterung zu dem Bekenntniß ‚eingeborener Sohn‘ nöthig. In der Zeit nach dem Nicänum wird bei diesen Worten in der Kirche durchweg an die vorzeitliche, ewige Sohnschaft Christi gedacht und jede andere Auslegung gilt als Häresie. So hat auch Luther die Worte erklärt: ‚wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren‘. Allein diese Fassung verlangt, auf das Symbol übertragen, eine Umdeutung desselben. Es läßt sich nicht nachweisen, daß um die Mitte des 2. Jahrhunderts der Begriff ‚eingeborener Sohn‘ in diesem Sinne verstanden worden ist; vielmehr läßt es sich geschichtlich zeigen, daß er nicht so verstanden worden ist. Wo Jesus Christus ‚Sohn‘ heißt, wo ein ‚geboren sein‘ von ihm ausgesagt wird, ist in jener Zeit an den geschichtlichen Christus und an die irdische Erscheinung gedacht: der geschichtliche Jesus Christus ist der Sohn. Erst speculirende christliche Apologeten und die gnostischen Theologen haben das Wort anders verstanden und in ihm das Verhältniß des vorgegeschichtlichen Christus zu Gott ausgedrückt gefunden. Später

noch wurde die ganze Zweinaturenlehre in die Worte hineingelegt: „der eingeborene Sohn“ bedeute die göttliche Natur und erst in dem, was folgt, werde die menschliche Natur bekannt. Es dauerte aber längere Zeit, bis sich diese Auslegung in der Kirche durchsetzte, um dann die allgemeine zu werden und die ältere zu verdrängen. Wer also die „ewige Sohnschaft“ in das alt-römische Symbol hineinlegt, der gibt ihm einen andern Sinn, als der ursprüngliche lautete. Aber zum Häretiker ist trotzdem nach dem 3. Jahrhundert jeder gestempelt worden, der damals noch bei dem ursprünglichen Sinn des Symbols stehen blieb und sich weigerte, die neue Deutung anzuerkennen.“

Es genügt hier, zu constatiren: Nur wer zerrüttete Sinnen hat und von Gott dazu verurtheilt ist, der Lüge zu glauben, kann glauben und lehren, daß in allen den Schriftstellen, in denen Christus „Sohn Gottes“ oder gar „der eingeborene Sohn Gottes“ genannt wird, nur an den Menschen Jesus und seine leibliche Geburt gedacht sei, und daß vor Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. noch Niemand, auch kein Prophet und Apostel von einem ewigen Verhältniß des Sohnes zum Vater etwas gewußt und gesagt habe.

Wenn Harnack S. 34 das Apostolicum der Unvollkommenheit zieht, mit dem Bemerken: „Kein Bekenntniß ist vollkommen, das nicht den Heiland vor die Augen malt und dem Herzen einprägt“, also im zweiten Artikel jedwede Aussage über Christum als den Heiland der Sünder vermißt, so verräth er damit nur, daß er auch von den Worten „gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt“ zc. nicht das geringste Verständniß besitzt. Der Mann ist in der That mit Blindheit geschlagen. Und sein frommes Gerede von „dem Heiland der Armen und Kranken, der Zöllner und Sünder“ ist nur eine Teufelslarve, hinter welcher sich glühende Christusfeindschaft verbirgt.

Es läßt sich nach Vorstehendem nicht anders erwarten, als daß Harnack auch am dritten Artikel seine satanischen Umdeutungskünste probirt. Und so schreibt er denn S. 26:

„Das dritte Glied der Taufformel: ‚Ich glaube an den heiligen Geist‘, ist nicht, wie die beiden vorigen, persönlich, sondern sachlich ergänzt (durch die drei Stücke: ‚Heilige Kirche, Vergebung der Sünden, Fleisches Auferstehung‘). Hiernach scheint es, als sei in dem Symbol der heilige Geist selbst nicht als Person aufgefaßt, sondern als Kraft und Gabe. Dem ist wirklich so. Man kann nicht nachweisen, daß um die Mitte des 2. Jahrhunderts der heilige Geist als Person geglaubt worden ist. Diese Vorstellung ist vielmehr eine bedeutend spätere, die noch um die Mitte des 4. Jahrhunderts den meisten Christen unbekannt gewesen ist, sich dann aber im Zusammenhang mit der nicänischen Orthodoxie eingebürgert hat. Entstanden ist sie aus der wissenschaftlichen griechischen Theologie; denn es läßt sich nicht nachweisen, daß die (scheinbare oder wirkliche) Personification des heiligen Geistes im Johannes-Evangelium als ‚des Trösters‘ hier eingewirkt hat. Wer also in das Symbol die Lehre von drei Personen der Gottheit einführt, der erklärt das Symbol wider seinen ursprünglichen Sinn und deutet es um. Eine solche Umdeutung ist allerdings seit dem Ende des 4. Jahrhunderts von allen Christen verlangt worden, wollten sie sich nicht dem Vorwurf und den Strafen der Häresie aussetzen.“

Daß um die Mitte des zweiten Jahrhunderts und also auch vorher noch Niemand geglaubt habe, daß der Heilige Geist eine göttliche Person sei, daß das also auch keinem Propheten und Apostel je in den Sinn gekommen sei, ist wiederum eine solche haarsträubende, aller Schrift und Geschichte Hohn sprechende Behauptung, welcher nur ein Mensch fähig ist, dessen Sinnen und Verstand ganz und gar in Stricke der Finsterniß verwickelt sind. Es ist fürwahr ein gewaltiger Ernst, daß der Teufel es wagen darf, unter dem Namen des Evangeliums und der Wissenschaft der protestantischen Christenheit Deutschlands solche grobe, handgreifliche Lügen aufzutischen.

Was Harnack von den drei folgenden Stücken „heilige Kirche, Vergebung der Sünden und Fleisches Auferstehung“ Rühmendes sagt, ist, da er die zweite und dritte Person der Gottheit leugnet, offenbar nur Blendwerk des Satans. Denn der liebt es ja, wenn er recht frech gelogen hat, plötzlich die Miene zu ändern und das Kleid eines Engels des Lichts hervorzufehren, um seinen Lügen Glauben und Anerkennung zu verschaffen. Uebrigens hat Harnack an dem dritten Stück, „der Auferstehung des Fleisches“, doch etwas zu mäkeln. S. 27 heißt es:

„So gewiß aber diese drei Stücke den ganzen Inhalt der evangelischen Güter in sich begreifen, so gewiß ist die Fassung des letzten Stücks nicht paulinisch und nicht johanneisch. Paulus schreibt (1 Cor. 15, 50.): ‚Davon sage ich aber, liebe Brüder, daß Fleisch und Blut nicht können das Reich Gottes ererben; auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche‘, und im Johannes-Evangelium steht geschrieben (6, 63.): ‚Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze.‘ In der Fassung der Auferstehung und des ewigen Lebens als ‚Auferstehung des Fleisches‘ ist mithin die nachapostolische Kirche über die Linie hinausgegangen, die in der gemeinsamen ältesten Verkündigung gegeben war. Wohl ist schwerlich daran zu zweifeln, daß von der frühesten Zeit her einige Christen die Auferstehung des Fleisches gepredigt haben, aber eine allgemeine Lehre war sie nicht. Auch bieten viele Zeugnisse der älteren Zeit statt Auferstehung des Fleisches ‚Auferstehung‘ oder ‚ewiges Leben‘. Andererseits bestand die Kirche, als sie bald in den Kampf mit dem Gnosticismus eintreten mußte, auf der Auferstehung des Fleisches, um nicht die Auferstehung überhaupt zu verlieren. Aber so verständlich das ist — in dem damaligen Kampfe scheint keine andere Formel ausgereicht zu haben —, so kann die Anerkennung dessen, daß sich die Kirche damals in einem Nothstand befand, das Recht der Formel nicht schützen.“

Harnack lehrt in gewissem Sinn eine Auferstehung der Todten, doch so, daß er auch diesen Ausdruck nach seiner Weise umdeutet und auf ein geistiges Fortleben der Menschen bezieht; von einer Auferstehung des Fleisches, das ist, eben dieses Leibes, der hier stirbt und in's Grab gelegt wird, will er nichts wissen. Und nun ist es doch wahrlich das non plus ultra von Ungeheuerlichkeit, wenn er den Spruch Pauli 1 Cor. 15, 50. als Beweis für seine Meinung anführt. Auch ein blinder Heide kann und muß, wenn er ehrlich ist, dieses Capitel 1 Cor. 15 nach seinem Wortverstand fassen und erkennen und anerkennen, daß Paulus hier ex professo lehrt und nachweist,

daß eben dieser Leib, der hier in die Erde gesenkt wird, wieder auferstehen werde, und daß B. 50. nur gesagt ist, daß eben dieses verwesliche Fleisch und Blut, das wirklich aufersteht, eine neue, verklärte Art und Gestalt, eben die Unverweslichkeit anziehen werde. Nur mit Verletzung seines eigenen bessern Wissens und Gewissens kann Harnack dieses Schriftcitat für sich in Anspruch nehmen. Ein Mensch mit zerrütteten Sinnen hat eben auch ein zerrüttetes Gewissen. Wer sich unterfängt, den Sohn und den Geist zu lästern, der darf sich nicht beschweren, wenn man ihm auch gemeine menschliche Redlichkeit und Wahrhaftigkeit abspricht.

Es bedarf wohl kaum noch der Bemerkung, daß Harnack, indem er den Sohn und den Geist leugnet, auch den Vater leugnet und daß er sich selbst und Andere belügt und betrügt, wenn er sich zu dem Inhalt des ersten Artikels bekennt. Er weiß und versteht schlechterdings nichts von Gott und göttlichen Dingen. Sein Gott und Vater ist ein Göze, ein erbärmliches Fabrikat seiner eigenen thörichten, gottfeindlichen Gedanken.

Es steht nicht zu erwarten, daß die Harnack'sche Schrift das preußische Kirchenregiment veranlassen wird, gegen den Verfasser disciplinarisch vorzugehen, oder daß irgend ein deutsches Kirchenregiment Theologen, welche für Harnack in die Schranken getreten sind, ein Härlein krümmen wird. Eine Kirche, die solche Erzlägner und Erzlästerer im Amt der Kirche beläßt, hat sich aber damit selbst das Urtheil gesprochen. Und nur mit einem Brandmal im Gewissen können „gläubige“ Prediger und Christen Diener und Glieder einer Kirche verbleiben, in welcher der Name der hochgelobten Dreieinigkeit ungestraft gelästert werden darf.

G. St.

Schulgerechte Form der Katechese. In der „Hannoverschen Pastoral-Correspondenz“ lesen wir: Eine gute Katechese muß zwei Anforderungen genügen; sie muß 1. tief und reich sein in Bezug auf Inhalt, und sie muß 2. correct sein in Bezug auf katechetische Form und Methode. Nun ist es mir nicht zweifelhaft: eine Katechese, welche der ersten Forderung gerecht wird, in Bezug auf die zweite aber zu wünschen übrig läßt, ist weit erfolgreicher und fruchtbringender, als eine Katechese, die zwar der katechetischen Form gerecht wird, in Bezug auf ihren Inhalt aber arm und oberflächlich ist. Was nützt denn eine Katechese, wenn sie auch noch so große Kunst und Geschicklichkeit im Katechisiren verräth, daß es mit den Fragen und Antworten klipp klapp geht und alles methodisch erörtert, entwickelt, verdeutlicht wird, wenn sie nur an den Verstand sich wendet und das Herz leer ausgehen läßt!“ (mit andern Worten: wenn sie nicht lehrhaft ist. L. u. W.) „Aber, ob auch die katechetische Form und Methode, der wir hier das Wort reden wollen, nicht die Hauptsache ist, wichtig ist sie dennoch und wohl werth, daß man einige Schweißtropfen daransehe, um sie zu erwerben. Katechetische Form und Methode ist ja die Handhabe, vermittelst welcher der köstliche Schatz dargeboten und dargereicht wird. Leider gibt es unter den Geistlichen manche, denen es an einer schulmäßigen Aneignung kateche-

tischer Form und Methode gar sehr mangelt. Ich weiß nicht, ob man in den theologischen Seminarien heutzutage auf die catechetische Form und Methode mehr Gewicht legt als früher, und ob, dem entsprechend, in den theologischen Prüfungen mehr und Besseres geleistet wird als in früherer Zeit. Früher sind die Leistungen, im Ganzen genommen, ziemlich kläglich gewesen. Es war freilich zu entschuldigen; denn woher sollten die Studiosen und Candidaten es wissen, wie man correct zu catechisiren hat? Aus Büchern und Vorlesungen? Das genügt nicht. Hier müssen Theorie und Praxis nothwendig neben einander gehen. . . . Die Form ist keineswegs etwas Nebensächliches. Ein Katechet, der gewöhnt ist, streng auf Form und Methode zu achten, bleibt davor bewahrt, sich gehen zu lassen. Sie ist für ihn ein vortreffliches Mittel der Selbstzucht. Ferner erleichtert die schulgerechte Form den Kindern die Aneignung des Stoffes; die Katechese gewinnt an Klarheit und Durchsichtigkeit. Endlich kann es dem Pastor auch nicht einerlei sein, was der seiner Katechese zuhörende Lehrer über dieselbe urtheilt. Aus diesen Ursachen sollte, wie ich meine, namentlich der angehende Theologe es sich ernstlichst angelegen sein lassen, sich eingehend über catechetische Form und Methode zu unterrichten.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Ohio-Synode. Die Behauptung Prof. Stellhorns, daß die lutherische Kirche nichts dagegen habe, „wenn man in der Weise wie Altmissouri von einer Selbstentscheidung oder ‚Selbstbestimmung‘ des Menschen redet“, findet in dem Synodalblatt der Schwester-synode von Minnesota eine treffliche Abfertigung. Nachdem Herr Prof. Hoyer des Längern nachgewiesen hat, daß die Redeweise, welche Prof. Stellhorn für zulässig erklärt, im offenbarsten Gegensatz zur Lehre des lutherischen Bekenntnisses stehe, schließt er mit den folgenden Worten: „Wenn nun so unsere lutherische Kirche gar viel dagegen hat, wenn man bei der Bekehrung redet von einer Selbstentscheidung und Selbstbestimmung des Menschen, wenn auch mit geschenkten Kräften (deren Gebrauch vor der Bekehrung und Lebendigmachung, wie oben gezeigt, unmöglich und Unsinn ist), wenn sie davon nichts wissen will, wenn sie allen Synergismus, alles Mitwirken des noch unwiedergeborenen Menschen mit dem Heiligen Geist zu seiner Wiedergeburt entschieden verwirft, wer kann da sich erdreisten zu sagen, die lutherische Kirche könne nichts dagegen haben, in dem Bekehrungswerke von einer Selbstbestimmung und Selbstentscheidung dazu zu reden? Und doch ist dies geschehen, Prof. Stellhorn von der Ohio-Synode hat es gethan im Novemberheft seiner ‚Zeitblätter‘, und die Ohio-Synode hat sich dazu bekannt, indem sie dazu schweigt. Der werthe Leser sieht jetzt klar, was das für ein Lutherthum ist, das die Ohio-Synode vertritt. Es ist nicht das unsers Bekenntnisses, sondern ein synergistisches, die alleinige Gnade Gottes leugnendes Lutherthum. Als die Ohio-Synode im Gnadenwahl-Lehrstreit sich zu dem Satz als dem allein rich-

tigen bekannte, daß Gott nicht allein aus Barmherzigkeit und um Christi willen (welches die beiden alleinigen Ursachen der Erwählung sind), sondern auch in Ansehung des Glaubens erwählt habe, die er erwählt hat, da war es schon klar, auf welche synergistische Abwege sich leider diese Synode begeben habe. Denn der Umstand, daß Gott in Ansehung des Glaubens erwählt habe, sollte der Erklärungsgrund sein, warum die Einen erwählt, Andere nicht erwählt seien. Dies ist er aber nur dann, wenn der Glaube, die Befehrung nicht Gottes Werk allein ist, sondern, wenn Glaube und Befehrung auch etwas vom Verhalten des Menschen in der Befehrung abhängt. Man war also sofort berechtigt zu der Beschuldigung: eure Lehre von der Gnadenwahl läuft auf Synergismus hinaus; Synergismus ist die nothwendige Folgerung aus eurer Lehre. Diese Folgerung hat nun die Ohio-Synode schon längst, längst auch wirklich selbst gezogen, am deutlichsten aber in der Behauptung: Die lutherische Kirche kann nichts dagegen haben, von Selbstentscheidung und Selbstbestimmung zu reden.¹⁾ Damit hat sie es klar bewiesen, daß sie dem Synergismus verfallen und von der lutherischen Lehre abgefallen ist, die eben all und jeden Synergismus, jede Mitwirkung des unbefehrten Menschen zur Befehrung als unbiblisch, als die Gnade Gottes beeinträchtigend verdammt und verwirft. Und nun, lieber Leser, der du erkennst, wie thöricht es wäre, die Befehrung und Wiedergeburt der kleinen Kinder in der Taufe auf ihre Selbstbestimmung und Selbstentscheidung zurückzuführen, der du dich der Sünde fürchten würdest, deine Befehrung, wenn auch nur zu dem allergeringsten Theile, dir, deiner Selbstentscheidung, zuzuschreiben, der du mit Recht deine Befehrung, daß du zum Glauben gekommen bist und noch im Glauben stehst, als ein Wunderwerk der Gnade Gottes anstaunst, danke Gott, daß er dich mit der Ohio-Synode unverworren erhalten hat. Und da gewiß in dieser Synode auch theure Kinder Gottes sind, die von dieser falschen Lehre nichts ahnen, sie nicht durchschauen, die, wie du, alles eigene Thun in Sachen der Seligkeit verwerfen und nur der Gnade Gottes leben wollen, erzeige ihnen, wo du kannst, den Liebesdienst, daß du sie auf den nun deutlich zu Tage getretenen gewaltigen Unterschied zwischen der reinen lutherischen Lehre und der Lehre der Ohio-Synode aufmerksam machst. Die wirklich lutherische Kirche sagt: Jegliche Mitwirkung des Menschen in der Befehrung, sowohl mit noch übrigen natürlichen Kräften, als auch mit geschenkten Kräften, ist ausgeschlossen. Die Ohio-Synode sagt: Die lutherische Kirche kann nichts dagegen haben, wenn man (in gewissem Sinne wie Altmissouri [?]) von Selbstentscheidung und Selbstbestimmung in der Befehrung redet. Oder, mit andern Worten, die wahre lutherische Kirche sagt: die Befehrung ist allein Gottes Werk, ihm gebührt dafür alle Ehre. Die Ohio-Synode sagt (eben mit jener Behauptung): Die Befehrung ist zum Theil auch des Menschen Werk, auch ihm gebührt zum Theil dafür die Ehre.“ So weit Herr Prof. Hoyer. Um zu beweisen, daß „Altmissouri“ von einer Selbstentscheidung oder Selbstbestimmung in der Befehrung geredet habe, beruft sich Prof. Stelhorn auf eine Confirmationsrede Dr. Walthers (Postille, S. 140), in welcher dieser von den Confirmanden u. a. sagt: „so sollt ihr euch nun auch entscheiden, welchen Weg ihr gehen wollt.“ Also, was Dr. Walther von den Confirmanden, von wiedergeborenen Christen, sagt, das bezieht Prof. Stelhorn auf die Befehrung und behauptet auch, „Altmissouri“ habe, wie er jetzt, eine Selbstbestimmung in der Befehrung gelehrt! Jeder Christ, ja, jeder ehrliche Weltmensch muß mit Zorn erfüllt werden über solche Weise der Polemik.

F. P.

1) Auf gleicher Linie liegt der obige Ausspruch, daß des Menschen Befehrung und Seligkeit nicht allein von Gott, sondern in gewisser Hinsicht auch von dem Verhalten des Menschen abhängen.

Der "Lutheran Standard" von Columbus, O., erschien am 7. Januar d. J. in einer schön ausgestatteten Jubiläumsnummer, weil er auf eine fünfzigjährige Existenz zurückblicken kann. Wie würden wir uns freuen, wenn uns Gottes Wort erlaubte, auch unter den Gratulanten zu erscheinen! Aber der "Standard" hat, nachdem er eine Zeitlang fein lief, seit mehr als einem Jahrzehnt groben Synergismus vertheidigt und das sola gratia verworfen. Auch die Jubiläumsnummer besleckt er mit Verlästerung der Wahrheit, indem er die lutherische Lehre von der Befehrung und Gnadenwahl "Calvinistic innovations" nennt! F. P.

Americanische Blindheit in Bezug auf die Ziele Roms. Der päpstliche Ab-
 legat, seit Kurzem Legat, Satolli, hat sich vor einer Conferenz der americanischen Erzbischöfe über die Schulfrage ausgesprochen. Die Katholiken sollen, wo es angeht, eigene kirchliche Schulen errichten; wo es nicht angeht, soll man die Kinder die öffentlichen Schulen besuchen lassen, aber dann dafür sorgen, daß der nöthige Religionsunterricht von den Priestern entweder in den Gebäuden der öffentlichen Schulen oder in den Kirchen erteilt werde. Ueber diese Aussprache sind viele anglo-americanische Zeitungen ganz entzückt, weil sie erkennen lassen, daß die Pabstkirche anfangs, sich zu „americanisiren“. Vielleicht sind Leo und sein Trabant Satolli selber überrascht, daß die Gimpel so leicht auf den Leim gehen. Worauf es den Römlingen zunächst ankommt, ist dies, daß das Mißtrauen beseitigt werde, welches bisher die große Masse des Volkes dem Pabstthum, als einer fremden Macht und einem Staat im Staate, entgegenbrachte. Ist dies Mißtrauen geschwunden, ja wohl gar der Meinung gewichen, daß in der Pabstkirche ein „echt americanischer“ Geist seinen Einzug gehalten habe, dann kann man mit weiteren Forderungen herausrücken, z. B. daß papistische Lehrer als Lehrer in den Staatsschulen angestellt, die bestehenden und noch einzurichtenden papistischen Schulen als Staatsschulen anerkannt, die Staatsschulgelder getheilt werden etc. Man kann sicher sein, daß Rom auch bei diesem neuesten Schachzug sein eigentliches Ziel, das so klar in der Encyclica Immortale Dei ausgesprochen ist, nicht aus den Augen verloren hat.

F. P.

Die Katholiken und die Schulfrage in Manitoba. Auch in Manitoba gibt es eine Schulfrage. Das „Lutherische Volksblatt“ berichtet: Aus früheren Berichten werden die Leser unsers Blattes sich erinnern, daß die Frage in Betreff der katholischen separate schools in Manitoba eine ziemliche Aufregung verursacht hat. Obgleich aber die Regierung der Provinz ein Gesetz passirte, wonach die sogenannten separate schools keinerlei Unterstützung aus der Staatskasse erhalten sollen und dieses neue Gesetz durch eine neue Wahl der Beamten bestätigt wurde; obgleich das höchste Gericht, "The Judicial Committee of Privy Council", das neue Gesetz in Manitoba für "constitutional" erklärt hat: so finden die Katholiken in Quebec und Manitoba doch immer noch neue Mittel und Wege, durch welche sie das ihnen mißgünstige Gesetz umzustößen suchen. Kaum ist der Katholik, Sir John Thompson, als Premierminister an's Ruder gelangt, so ist das erste Geschäft, das er vornimmt, dies: er trifft Anstalten, daß die Katholiken ihre „Argumente zu Gunsten der separate schools für Manitoba in Ottawa vorbringen können“. Die "Toronto Mail" schreibt, daß einige dieses Verfahren als etwas „ominöses“ betrachten, während andere versichern, „daß kein Uebel daraus resultiren wird“. Es wird versichert, „daß der neue Premierminister alles anhören wird, was die Advocaten der separate schools zu sagen haben und daß er sie dann von einem Gerichtshof zum andern schicken werde, um nachzufragen, ob die Regierung sich mit dieser Sache befassen könne, und daß, für den Fall, daß eine bejahende Antwort gegeben werde, er dann kaltblütig erklären wird, was von Anfang an bei ihm ausgemachte Sache war, näm-

lich, „daß er nichts thun könne“. . . Wahrhaft großartig sind die Gründe, die man katholischerseits gegen das neue Schulgesetz in Manitoba geltend machen will. Herr Ewart, der gewandte Rechtsanwalt des Erzbischofs Tache, sagt, es sei wahr, die Privy Council habe das Gesetz für constitutionell erklärt, und behauptet dann, daß gerade dadurch das Manitoba Gesetz in die „Dominion Arena“ gedrängt worden sei, weil man nur constitutionelle Gesetze prüfen und verbessern könne (review). Man bedenke nur, jetzt, nachdem das höchste Gesetz in England die Sache entschieden hat und man nicht mehr an den Governor-General appelliren kann, — jetzt sei es Zeit, die Angelegenheit von den geringeren Gerichtshöfen besehen zu lassen!

II. Ausland.

Ein landeskirchlicher Protest. Deutsche Kirchenblätter veröffentlichen folgende Erklärung. „Zur Abwehr. Alten Vorgängern folgend, ist Hr. Prof. th. Harnack in Berlin offen in den Kampf gegen den Bestand der christlichen Kirche eingetreten. Die großen Thaten Gottes in Christo, auf welchen unsere Erlösung beruht, werden von ihm entweder als nicht geschehen behauptet oder willkürlich ‚umgedeutet‘. Die schriftgemäße Wahrheit des Apostolischen Bekenntnisses, dieses Einheitsbandes der ganzen Christenheit auf Erden seit den ersten Jahrhunderten, wird von ihm öffentlich bestritten; namentlich der zweite Artikel unsers Glaubens, das Bekenntniß zu Christo, dem ewigen Gottessohne, zu seiner heiligen Menschwerdung und übernatürlichen Geburt, seiner wirklichen Auferstehung u. c. soll in der Kirche außer Gebrauch gesetzt werden. Und in einer von ihm veröffentlichten Ansprache an die Studenten der Theologie erklärt Prof. Harnack die dermalige Geltung des Apostolicums für einen ‚Nothstand‘ und gibt den künftigen Dienern der Kirche den Rath, sich zwar bei ihrer Anstellung darauf verpflichten zu lassen, dann aber auf Beseitigung dieses Nothstandes hinzuwirken. Gegen dieses Verfahren, wie gegen die grundstürzenden Irrlehren Harnack's überhaupt, sind nun zwar schon aus verschiedenen Kreisen in Preußen zahlreiche Proteste erfolgt. Wir in Sachsen könnten vielleicht noch an dem dort entbrannten Kampfe unbetheiligt bleiben, wenn wir auch die weithin reichende Macht der Verführung des so dreist und im Namen der ‚Wissenschaft‘ auftretenden Unglaubens nicht verkennen. Aber es ist auch unser Heiligthum, um das es sich handelt. Und der Eisenacher Erklärung vom 5. October, welche zu Gunsten der von Harnack ausgegebenen Lösung von mehreren Professoren und Pastoren in der ‚Christlichen Welt‘ veröffentlicht worden ist, haben sich leider! auch zwei der sächsischen lutherischen Landeskirche Angehörige angeschlossen: Prof. Guthe in Leipzig und Archidia. Lic. Drews in Dresden. Was diese Herren da über die Geltung des Apostolicums in der Kirche erklären und was sie als das Wesentliche evangelischen Christenthums bezeichnen, ist so zweideutig und sich selbst widersprechend, daß auch ein ausgesprochener Gegner des evangelischen Christenthums damit einverstanden sein könnte. Wenn sie aber ausdrücklich erklären, der Satz des Apostolicums: Christus, Gottes Sohn, empfangen vom Heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, sei nicht Fundament des Christenthums, weder in der heiligen Schrift noch in den Bekenntnissen der Kirche werde ihm ein solche für den Glauben entscheidende Bedeutung beigelegt, und wenn sie die gläubige Anerkennung und Bezeugung dieser göttlichen Offenbarungsthatfache als eine Verlehrung des Glaubens und betrübende Verwirrung der Gewissen bezeichnen, so ist das nichts anderes als Proclamirung des Abfalls. Dagegen erheben die Unterzeichneten, als Vorstand der Chemnitzer Conferenz, hierdurch öffentlich Protest mit dem Bezeugen, daß sie sich zu dem ganzen in Gottes Wort festgegründeten und in

allen Bekenntnissen der evangelisch-lutherischen Kirche so oft und so stark betonten Inhalte des Apostolicums bekennen. Dresden, den 10. November 1892. Der Vorstand der Chemnitzer Conferenz: Dr. ph. Zehme, P. em. in Niederlöbnitz. Schüttoff, Pfarrer zu Constappel. C. Siedel, Kaufmann in Dresden-Alttadt. Dr. ph. Ahner, Diakonus zu St. Marci in Leipzig-Neudnitz. Körner, Domprediger zu Meißen. S. Anger, Rittergutsbesitzer auf Mausitz. Auerwald, Pfarrer zu Ponickau. Böhlinger, Hausbesitzer in Dresden. Dr. ph. Eckardt, Pfarrer zu Lugau. Kitten, Pfarrer zu Prießnitz. Lehmann, Pfarrer zu Schedewitz. Justus Naumann, Buchhändler in Leipzig. Dr. ph. Schentel, Pfarrer zu Cainsdorf. Dr. ph. Siedel, P. em. in Dresden-Neustadt. Lic. th. P. em. Zimmermann in Gruna.“ Wir bemerken hierzu: Harnack hat ja freilich viel Vorgänger gehabt. Auch innerhalb der sächsischen Landeskirche haben seit Jahrzehnten Apostel des Unglaubens frank und frei den Abfall proclamirt. Guthke und Drews sind nicht die Ersten und Einzigen in ihrer Art. Es hat auch seit Jahrzehnten nicht an Protesten von Seiten „gläubiger“ Pastoren und Laien gefehlt. Aber der rechte Protest ist in diesem Fall Aufkündigung der Kirchengemeinschaft, und die ist hier allerdings identisch mit Austritt aus der Landeskirche, welche schlechterdings unfähig ist, sich seiner und grober Irrlehren zu entledigen. Alle „Abwehr“, die sich mit frommen Worten begnügt, ist eitel Spiegelfechterei. Die kann weder Gefahr und Verderben von der Kirche, noch die Mitschuld von dem eigenen Gewissen der Protestirenden abwenden. G. St.

Der Hofprediger a. D. gegen den Byzantinismus. Dr. Stöcker druckt in seiner „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“ Folgendes aus dem „Kirchlichen Anzeiger für Württemberg“ ab: In den Anordnungen des königlichen Oberhofraths vom 31. October, betreffend die Beisetzung der Königin-Wittve („Staatsanzeiger“, Nr. 256) kommt mehrmals der Ausdruck „die hohe Leiche“, „die allerhöchste Leiche“, ebenso „die höchstselige Königin“ vor. Als vor Jahresfrist unser König Karl heimging, hat man auch in den Kirchen von dem „hochseligen“, „höchstseligen“ König geredet. Es wird das jetzt wieder geschehen. Je aufrichtiger die Anhänglichkeit an König und Königin und je wahrer die Trauer um ihr Scheiden ist, desto mehr kann einem diese Sprache leid thun; denn sie ist in breiten Schichten des Volkes ein Anlaß zur Schwächung des monarchischen Gefühls, ja, zu noch Schlimmerem, zu Spott und Hohn. Die Kirche darf nicht sagen: auf diese Leute kommt's nicht an, sie sind ohnedies nicht gutgesinnt; die Kirche hat immer den Beruf, das Irrrende zurechtzubringen und das Verlorene zu suchen. Das kann sie aber nur, wenn sie selbst ganz aus der Wahrheit ist, und daß jene Sprache nicht aus der Wahrheit ist, wird niemand bestreiten. Von einer „allerhöchsten Leiche“ sollte man nicht reden, aber auch das „hochselig“ und „höchstselig“ verstößt gegen die Wahrheit des Evangeliums. Zu dem Knecht, der mit seinen fünf Pfunden andere fünf gewonnen hat, spricht der König ganz dasselbe wie zu dem mit den zwei Pfunden. Es gibt keine andere Seligkeit für einen König als für den geringsten Unterthan, und der Eingang zur Seligkeit ist für alle der gleiche, denn sie sind alle arme Sünder vor Gott. Wenn aber die Kirche auf der einen Seite predigt, daß kein Ansehen der Person vor Gott ist, und auf der andern Seite die Unterschiede macht, so schadet sie sich und denen, welche sie ehren will. Man wird freilich sagen: ach, das sind ja bloße Formsachen, es ist ein höfisches Ceremoniell, und es gibt einen Fanatismus der Wahrhaftigkeit, der in Grobheit und Mangel an Anstand umschlägt und sich unmöglich macht. Darauf ist zu erwidern: Wenn die Form ganz hohl und leer ist, dann zerbricht sie von selbst, und der gute Zweck, den sie hat, wird nicht erreicht. Man erinnere sich, wie im vorigen Jahrhundert das höfische Ceremoniell in Frankreich in sein entsetzliches Gegentheil umschlug. Gerade wer die rechte Gesinnung dem König und der Obrig-

Zeit gegenüber pflanzen und pflegen will, wird über den in unsern Tagen mehr und mehr wachsenden Byzantinismus Sorge empfinden. Die amtlichen Formeln schwellen immer mehr an. Wenn z. B. der König eine sehr untergeordnete Stelle „vermöge höchster oder allerhöchster Entschlieſung allergnädigst zu übertragen geruht haben“, so wird das endlich zur gedankenlosen Form, und das königliche Ansehen leidet darunter. Man sollte mit der „Gnade des Königs“ sorgfamer umgehen. Der König hat das hohe Recht der Gnade, einen wirklichen Abglanz der göttlichen Gnade, wenn er das Recht der Begnadigung ausübt. Aber wenn er eine Stelle im Staat einem Beamten überträgt, so ist das ein Staatsgeschäft, bei dem die Gnade, streng genommen, keine Rolle spielt, denn Gnade bedeutet Herablassung zu einem, der es nicht verdient hat, und zu einem Unwürdigen, dort aber wählt doch der König den Würdigsten und Tauglichsten aus. Es hängt damit allerdings der ganze amtliche Formalismus zusammen, z. B. die Scala der Unterschriften: „Hochachtungsvoll“ bei der Bezirksbehörde, „Verehrungsvoll“ bei der Collegialbehörde, „Ehrerbietig“ bei dem Ministerium, „Ehrfurchtsvoll“ bei dem König. Daß viele auch da noch den Superlativ anbringen zu müssen glauben, und aus einem Hochachtungsvoll ein -vollst machen, ist eine Geschmacklosigkeit, denn was „voll“ ist und noch voller und endlich vollst wird, das läuft über, und — „was darüber ist, das ist vom Uebel“. So weit der „Kirchliche Anzeiger“, resp. Dr. Stöcker. Wir bemerken nur noch, daß Ausdrücke wie „allerhöchste Leiche“ nicht zufällig, sondern ein Symptom unter andern sind, daß die Staatskirche zur „Hofdienerin“ geworden ist.

F. P.

Deutsche Pädagogik. Die „N. G. L. R.“ berichtet: In einem sehr verbreiteten Buche, das sich durch schöne Bilder und durch einen recht populär geschriebenen Text auszeichnet, wird die Thiernatur des Menschen als die einzige wissenschaftliche Weisheit an die Spitze des Ganzen gestellt, mit einem Cynismus, der die kerksten Erstlingsbehauptungen Hückels und die burschikosen Leistungen des Schweizer Dodel fast übertrifft. Wir meinen die neueste (zweite) von Dr. Rich. Schmidtlein besorgte Ausgabe von „Brehms Thierleben. Wohlfeile Volks- und Schulausgabe“. Es ist wirklich schade um das Buch, und die Sache ist um so bedauerlicher, als daraus die Jugend Unterhaltung und Belehrung zu schöpfen gewohnt ist. Was wirkliche Sachkenner gegen solche Theorien heute mehr als jemals vorzubringen haben, davon scheint der Herausgeber keine Ahnung zu haben. Lesen wir doch dort Folgendes auf S. 3: „Denn der Mensch ist nichts mehr und nichts minder als ein Säugethier oder ein Thier mit rothem, eigenwarmem Blute, dessen Junge von ihrer Mutter gesäugt werden; und jede Mutter, welche ohne zu grübeln und mit namenloser Wonne ihrem Kinde sich hingibt und so das schönste Bild des Menschen darstellt, beweist, daß sie der ersten Klasse des Thierreichs angehört; ja, auch jeder, selbst der unwissenschaftlichste und oberflächlichste Beobachter gesteht zu, daß zwischen dem Menschen und dem Schimpanse die Aehnlichkeit größer ist als zwischen dem Affen und dem Pferde oder Rinde.“ Das ist der zweite Satz, mit dem das erste Probeheft der zweiten Auflage eröffnet wird, und auf S. 17 findet sich gleich auch folgender klassische Satz: „Nicht die Affen sind umgewandelte Menschen, sondern diese vollkommener entwickelte Vetter der Affen.“ Wenn solche Dinge in Fachschriften vorkommen, so schadet es wenigstens nichts. Wenn sie gefallen, der mag dies mit sich selbst ausmachen; wer sie der Ehre einer Widerlegung würdigt, der kann es ebenfalls auf dem Felde des Faches thun. Und wenn solche Ergüsse in der längst vergangenen Zeit erschienen, da die Nachtreter Hückels ihre ersten, noch unverbitterten Triumphe feierten, so kann man es auch noch begreifen. Wenn aber heutigestags in einem Bilderbuche, das an das Volk und an die Schuljugend sich wendet, frischweg gesagt

wird, der Mensch sei nichts mehr und nichts weniger als ein Thier, dessen Junge von ihrer Mutter gesäugt werden, so ist das eine Noheit, die alle die tief verletzen muß, welche die körperliche Ausrüstung des Menschen nur als den Träger seiner göttlichen Natur erkennen, und besonders alle die, deren Zweck und Ziel die Bekämpfung der thierischen Instincte bei der Jugend ist. Und es wird wohl nicht geleugnet werden, daß überdies bei einfachen Leuten hier und da durch ein solches Buch die Meinung entstehen kann, als ob wirklich die deutsche Wissenschaft so tief heruntergekommen sei, als dies der Verfasser glauben machen will, abgesehen davon, daß bei manchen der Zucht abholden Schuljungen solche Lehren directen Schaden anrichten und zur Verrohung, über die so vielfach geklagt wird, nur beitragen können. Wir glauben daher, es ist wohlgethan, Eltern und alle, die für unsere Jugend etwas anderes erstreben, als sie von ihrer völligen Thiernatur zu überzeugen, vor diesem Buche zu warnen, so hübsch auch dessen Bilder sein mögen.

Aus dem Vatican. Im Vatican wird alle Erfindungsgabe darauf verwendet, zum bevorstehenden Jubiläum des Papstes so viel Geld als möglich zu schaffen und den Ertrag des Peterspfennigs zu vermehren. Neuerdings sind alle Bischöfe Italiens beauftragt worden, feierliche Processionen nach berühmten Heilighümern in's Leben zu rufen und bei solchem Anlaß Collecten zum Besten des Obolo di S. Pietro anzustellen. Wir waren Zeuge einer solchen in dem mit freundlichen Städtchen übersäeten Thale von Sorrento. Kirchliche Schauspiele sind die Freude des Volkes, sei es, daß man activ, sei es, daß man passiv sich theiligt; kein Wunder, daß jene Procession sich großartig gestaltete. Alle Congregationen, alle kirchlichen Vereine nahmen in ihren farbigen Gewändern Theil; an der Spitze schritt der Erzbischof mit seinem Clerus, und das Ziel war die berühmte Madonnenkirche in Meta, wo der Zug unter Glockengeläute und den Tönen des Marcia reale in das Heiligthum geleitet wurde. Nach der Messe folgte die Communion, eine diesmal zum Besten des Papstes geschehene Handlung, indem jeder Theilnehmer die Wirkung dem Papst zugute kommen ließ. Dann hielt der sonst nie als Prediger auftretende Erzbischof eine Ansprache, worin er zuerst an den verfolgten Propheten Elias, der durch des Engels Gabe mit Speise und Trank gestärkt wurde, erinnerte. Die Anwendung lautete: auch im Vatican ist ein Elias, der bei seinem vielen Kummer der Stärkung bedarf. Wir bieten ihm das mystische Brod unserer Communion, ferner das mystische Wasser unserer Gebets Thränen, beides wird der Erzengel St. Michael ihm überbringen. Nachdem das Publicum durch diese Ansprache in die erforderliche Stimmung versetzt war, trat die eigentliche Absicht hervor, indem der Erzbischof außer jenen mystischen Gaben auch eine klingende forderte: Geld. Doch können wir nicht umhin, die Thatsache zu berichten, daß die Collecte viele Kupfermünzen einbrachte, und daß man wohl mit Rücksicht auf die geringen Summen seither niemals den Ertrag ähnlicher Collecten veröffentlicht hat. Man ist nicht abgeneigt, den „Elias des Vaticans“ durch mystische Gaben zu unterstützen; wenn es sich aber um Münzen handelt, so steht dem Vatican das Wort feindlich gegenüber: Thue Rechenenschaft von deinem Haushalt! Man weiß nämlich überall im Lande, daß Millionen des Peterspfennigs durch verfehlte Speculation verloren gegangen sind. Die lektverfloffenen Jahre zeigten in Rom die Wiederholung des Tanzes um das goldene Kalb, und im Vatican erhob sich weder ein Elias noch ein Moses, um jenem Tanze Einhalt zu gebieten. In dem Wirbel befanden sich auch Millionen des Peterspfennigs. Sie sind verloren wie die Millionen mehrerer Patrizierfamilien, die vor Jahrhunderten durch päpstlichen Nepotismus zu großem Reichthum gelangten. Man ist in Folge dessen in Italien wenig geneigt, dem Peterspfennig Gaben zufließen zu lassen. So haben wir es zu erklären, daß bei einem hohen Kirchenfest zu Rom im

letzten Sommer die Collecte zum Peterspfennig nur 400 Lire einbrachte, macht für jede der 400 Kirchen eine einzige Lira! Weil es mit den herkömmlichen Mitteln nicht vorwärts will, hat man zu völlig neuen Maßregeln seine Zuflucht genommen. Das römische Committee, welches dem Papst bei seinem Jubiläum gern eine Million zu Füßen legen möchte, hat einen Aufruf an die Kinder Italiens erlassen. Derselbe erinnert zu Anfang an das Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Die Kinder sollen zum Stellvertreter Christi kommen, aber nicht mit mystischen Gaben, sondern mit Geld. Ein aus Knaben und Mädchen bestehendes Committee soll in Rom die Gaben der Kinder Italiens dem Papst zu Füßen legen. In Italien herrscht die Sitte, den Kindern am EpiphaniASFest (nicht zu Weihnachten) Geschenke zu geben. Jener Aufruf fordert die Kinder auf, zum Besten des heiligen Vaters auf einen Theil dieser Gaben zu verzichten und mit dem auf solche Weise Ersparten ihm eine Freude zu bereiten. Ob der Vatican es wagen wird, im kommenden Jahre der Welt zu sagen, wie viel ihm jene kindlichen Ersparnisse eingebracht haben, bleibe dahingestellt. Mit allem Eifer ist der Papst darauf bedacht, Ersparnisse einzuführen, wodurch natürlich Murren und Unzufriedenheit in weiten Kreisen entsteht. In der That wäre hier ein Feld für gründliches Aufräumen; denn kein Hof der Welt zählt so viele überflüssige Beamte und Müßiggänger als der Vatican, und nirgends ist das System der Protection seit Jahrhunderten so ausgebildet und eingewurzelt. Kürzlich hat sich die Presse mit diesem Gegenstande beschäftigt und traurige Zustände enthüllt. Dann ward alles wieder still; der Vatican, mit Geldsorgen beschäftigt, schwieg, und alles bleibt beim Alten. „Italien schläft, und Rom will nicht erwachen.“ Anstatt seinem Volke in Italien durch Thaten zu helfen, hält Leo XIII. das Wort für genügend, mit dem er kürzlich wieder zur Förderung des Mariencultus aufgetreten ist. Wir meinen die Encyclica über den Rosenkranz. „Gott hatte eine so große Liebe zur Maria, daß er sie über alle Creaturen erhob, sie mit den ausgezeichnetsten Gaben bereicherte und sie zu seiner Mutter machte.“ So schreibt Leo XIII. Wir erfahren dann weiter, daß letzterer sich für einen Günstling (favorito) der Gottesmutter hält, eine Behauptung, für die als Beweis die Gnadengaben bezeichnet werden, welche sie ihm zugewendet habe. Und weil sie die Regina del Rosario ist, ein Titel, den sie besonders gern hat, soll der October mit verdoppeltem Eifer gefeiert und das Rosenkranzgebet dem entsprechend geübt werden. Leo XIII. hofft, auf diese Weise die allmächtige Gottesmutter noch mehr als seither sich geneigt zu machen und ihre Gunst zu erwerben. Was der Papst von Maria sagt, findet sein Echo in den Erlassen der Bischöfe. Vor uns liegt ein solcher in Hinsicht des letzten Festes der Himmelfahrt Mariä. „Die jährliche Feier der Himmelfahrt Mariä“, heißt es in demselben, „ruft die allgemeine Freude des gesammten Christenvolkes hervor. Dasselbe, in diesem Thränenthal zwischen Klagen und Seufzern lebend, setzte stets seine Hoffnung auf Maria, die Königin von Himmel und Erde, die Mittlerin zwischen Gott und den Geschöpfen.“ Dieser Erlass, verfaßt vom Erzbischof in Neapel und datirt vom 5. August 1892, zeigt dann weiter, was man thun muß, um die Gottesmutter gnädig und geneigt (propizia) zu machen. Kein Wunder, daß unter solchen Einflüssen von hoher und höchster Stelle der Mariencultus üppig gedeiht.

(A. E. L. K.)

Cardinal Lavigerie, der in den letzten Jahren viel genannte Erzbischof von Carthago, ist am 26. November in Algier gestorben. Am 31. October 1825 geboren, wurde er schon im Jahre 1863 als Nachfolger des zum Erzbischof von Paris berufenen, hernach 1871 von der Commune ermordeten Darboy, Bischof der Diocese Toul-Nancy, 1867 Erzbischof von Algier. Am bekanntesten ist er wohl durch seine Antislaverei-Bewegung geworden, durch die er sich schmeichelte, den ostafrikanischen

Sclavenhandel für immer zu bannen. Man weiß, daß es ihm nicht gelungen ist, obwohl seine Pläne und Ansichten bei der Vorlage, betreffend Unterdrückung des Sclavenhandels, auch im deutschen auswärtigen Amte viel Anerkennung fanden, und wohl benutzt wurden. In Frankreich hat er als Vertreter der Ansicht, daß die conservativ-klerikale Partei, weil ohne alle Aussicht für die Zukunft, sich der Republik anschließen müsse, auch im politischen Leben seine Rolle gespielt und ist gewiß nicht ohne Einfluß auf die neueren Gunstbezeugungen geblieben, welche Pabst Leo XIII. neuerdings der französischen Republik erwiesen hat. (D. Ev. R.)

Koptische Christen. Unter den alten koptischen Christen Egyptens, deren Zahl etwa 400,000 beträgt, sowie unter den dortigen Mohammedanern treibt seit einiger Zeit die Vereinigte Presbyterianerkirche in Amerika in erfolgreicher Weise Mission. 6000 Schüler empfangen regelmäßigen Unterricht, darunter 800 Kinder mohammedanischer Eltern. Die Communicantenzahl beträgt über 3000. Unter den Kopten hat sich eine Reformpartei gebildet, welche statt der unverstandenen alten koptischen Sprache die arabische im Gottesdienst gebraucht, den Bilder- und Heiligendienst, sowie die Ohrenbeichte verwirft und in ihren Lehren der evangelischen Wahrheit sich nähert. Wenn auch eine Opposition gegen diese Reform sich geltend macht, so ist doch wenigstens einmal eine Bewegung in die in todttem Formalismus erstarrten koptischen Gemeinden gekommen und läßt sich hoffen, daß diese Bewegung eine immer größere Bedeutung gewinnen wird. (M. E. L. R.)

Ein Missionar unter den Menschenfressern. Am 21. April 1891 wurde der Missionsarzt Dr. Montague auf seiner Station Barpiloninka am Morehead-Fluß in English-Neuguinea, etwa fünfzig Kilometer östlich von der niederländischen Grenze, durch räuberische Eingeborene vom Jugere-Stamme überfallen und gefangen fortgeführt. Etwa dreihundert Jugere hatten die Dorfbewohner in die Flucht gejagt, zwei derselben getödtet, und sahen sich nun plötzlich einem weißen Mann gegenüber. Sie richteten ihre Pfeile auf ihn, schossen aber nicht. Um seine friedliche Gesinnung zu zeigen, begann der Missionar zu singen. Es half ihm aber nichts. Seine Wohnung wurde ausgeplündert, er selbst mit fortgenommen und den Weibern der Räuber als Merkwürdigkeit gezeigt. Unterwegs wurde einer der Erschlagenen geröstet und verzehrt. Dr. Montague bekam Fieber und erhielt nur sehr wenig und sehr schlechte Nahrung. Daß er dem Fieber nicht erlag, schreibt er dem Chinin zu, das ihm die Räuber aus ihrer Beute zurückgaben. Drei Monate blieb er bei ihnen — in Niederländisch-Neuguinea. Seine Fluchtversuche mißlangen. Nachdem er aber ihre Sprache gelernt und ihnen vorgestellt, wie schwere Rache der Europäer sie treffen würde, falls sie ihn gefangen hielten, entließen sie ihn freiwillig. Er wanderte nun lange umher, wurde von mehreren Stämmen, deren Gebiet er durchzog, freundlich behandelt und gut bewirthet, bis er endlich Silaraka an der Grenze des niederländischen und englischen Gebietes erreichte. Hier bauten die Eingeborenen ihm eine Hütte, er erhielt einen Theil seiner geraubten Sachen zurück und begann die Leute zu unterrichten, bis er am 1. Februar 1892 durch den Capitän des niederländischen Packetdampfers „Camphuis“ befreit wurde. Er hat sehr viel Neues gesehen und Gegenden kennen gelernt, die noch nie ein Europäer besucht hatte, darunter solche, die sehr fruchtbar, dicht bevölkert und für die Mission außerordentlich einladend sind. (P. a. S.)